

## 6. Kontrollkrisen und Verrätselungen

Dieses letzte Kapitel des ersten Bandes beschreibt, wie Individuen selbst anonym werden. Das anonyme Individuum ist das geheimnisvolle Individuum.<sup>1</sup> Als geheimnisvolles tritt es angesichts von Beschreibungs- und Erfassungstechniken hervor, die immer weitergehende Aspekte des gesellschaftlichen und des individuellen Lebens ergreifen und zur Disposition stellen. Nunmehr werden nicht nur gefährliche, subversive Subjekte, sondern auch die unauffälligen Personen erfasst, wenn auch auf eine andere Weise: Das Soziale erhält selbst systematisch Namen, es wird kategorisiert, codiert, sortiert, das beobachtete Individuum unter bestehende Kategorien subsumiert, sodass die Spuren seiner Singularität sich in einem Aggregat verlieren. Doch gerade diese Weise der Erfassung, der Typisierung bringt auch Gegenbeschreibungen hervor, Ironisierungen und Verrätselungstechniken, die eigentümlicherweise genauso industriell funktionieren wie die Erfassungs- und Typisierungstechniken selbst. Es ist dieses Spannungsfeld, innerhalb dessen ein Verrätselungsprozess einsetzt, der das anonyme Individuum erscheinen lässt.

### 6.1 Kontrollkrisen

Die Abbildung 35 mit dem Titel *Les dames de la Statistique Générale de la France* ähnelt in verblüffender Weise dem Dispositiv, das Guillaüté imaginiert hatte. Dessen Vision ist in der Zwischenzeit aber Realität geworden in Form einer statistischen Maschine der Behörden, des „Classicompteur imprimeur“, vom Ingenieur Lucien March entwickelt und 1901 eingeführt.<sup>2</sup> Während Guillaütés Maschinenarbeiter noch eine gewisse fröhliche Gelassenheit ausstrahlten, so erscheinen hier die Codierarbeiterinnen selbst so unpersönlich wie die bürokratische technische Anordnung selbst. Diese Arbeiterinnen bearbeiteten Wissen über Menschen in einem immensen Tempo, siecodierten, berechneten, tabellierten, erzeugten einen Code, mit dem sich die Gesellschaft ebenso beschreiben wie verwalten ließ. Es scheint, als bringe diese Abbildung jene sachliche Unpersönlichkeit der modernen Bürokratie bildlich zum Ausdruck, von der Max

1 Corbin 1999.

2 »La statistique avant l'I.N.S.E.E.« 1971, S. 14. Die Provenienz der Grafik ist nicht eruierbar. Aber es handelt sich augenscheinlich um die Darstellung von Frauen, die den *Classi-compteurs* bedienen, einer der ersten Datenverarbeitungsmaschinen, die der Statistiker und Ingenieur Lucien March (1859-1933) mit dem Unternehmen Hollerith, einem Vorläufer von IBM, gegen die Jahrhundertwende in der *Statistique Générale de France* eingeführt hatte und die bis in die 1940er-Jahre in Betrieb war, siehe dazu Desrosières, Mairesse und Volle 1976, S. 21.



Abbildung 35: Depersonalisierung durch Klassifizierung:  
*Les dames de la Statistique Générale de la France.*

Quelle: Institut Nationale de la Statistique et des Études Économiques 1987, S. 5.

Weber immer wieder sprach. Diese Unpersönlichkeit war für Weber generisch für den modernen Staat, für die moderne Bürokratie: Sie galt ihm als notwendige Voraussetzung für die Rationalität und immense Produktivität der modernen Verwaltung: »Die Bürokratie ist ›rationalen‹ Charakters: Regel, Zweck, Mittel, ›sachliche‹ Unpersönlichkeit beherrschen ihr Gebaren.«<sup>3</sup> In dem Begriff des »Unpersönlichen« ist die Negation der Person angelegt, indem der Name ein bloßes semantisches Differenzial bildet, das vornehmlich als Unterscheidungskriterium von verschiedenen Akten untereinander dient. In den Akten, so Herzfeld in seiner Studie zu den symbolischen Wurzeln moderner Bürokratie, kann selbst eine Unterschrift noch »anonym« wirken.<sup>4</sup> Doch es ist, dialektisch gewendet, gerade die Entpersönlichung oder Entindividualisierung die wiederum die Voraussetzung der Errichtung einer symbolischen Ordnung der Gesellschaft unter einer einheitlichen Perspektive überhaupt bildet.<sup>5</sup>

Doch eigentümlicherweise brachte dieser neue Code, der das Soziale markiert und durchdringt, selbst, gerade ob seiner Effizienz, eine Beobachtungs- und Kontrollkrise hervor. Diese These hat James Beniger in seiner Untersuchung *The Control Revolution. Technological and Econo-*

3 Weber 1922e, S. 677. Die Verbindung von Unpersönlichkeit und Bürokratie durchzieht Max Webers Werk. Siehe auch Breuer 1994.

4 Herzfeld 1992, S. 122.

5 Scott 1998.

*mic Origins of the Information Society*<sup>6</sup> formuliert. Beniger sagt, dass die immer exakter werdende Beobachtung der Gesellschaft nicht so sehr als eine unaufhaltsame Bewegung hin zu einer umfassend kontrollierbaren Gesellschaft begriffen werden sollte, sondern sich besser als Ausdruck eines zunehmenden Kontrollverlusts über ein soziales Leben verstehen lasse, das sich im 19. Jahrhundert gleichsam jenseits der politischen Herrschaft zu verselbständigen begann.<sup>7</sup> Benigers Auffassung gründet dabei auf Durkheims These der Arbeitsteilung und der schlagartig zunehmenden Produktivkräfte während der Industrialisierung, die die Zirkulation von Gütern und Arbeitskräften beschleunigte.<sup>8</sup>

Durkheim brachte die Wahrnehmung eines Kontrollverlusts selbst deutlich zum Ausdruck. Umso mehr sich Kollektive vergrößern und verdichten, so Durkheim, desto weniger sei auch eine kollektive Aufmerksamkeit imstande, den Bewegungen eines jeden Einzelnen zu folgen. Denn die Aufmerksamkeitsressourcen mehrten sich nicht mit der Menge des Beobachtbaren, auch weil die Aufmerksamkeit für Durkheim eine knappe Ressource ist. Als Konsequenz erweise sich die Beobachtung und »Überwachung« der Gesellschaft als weniger genau, schlicht, »weil es zu viele Menschen und zu viele Dinge zu überwachen« gebe.<sup>9</sup> Diese Belastung der Aufmerksamkeitssysteme führe schließlich zu Desinteresse, und Desinteresse wiederum ließe sich als die andere Seite oder Möglichkeit der Überwachungsprobleme begreifen.

Doch nicht überall herrschte Desinteresse, vor allem auf Seiten des Staates nicht. Je exakter und genauer die Realität erfasst werde, desto mehr Informationen fielen an, und als desto größer erweise sich die Herausforderung für die staatlichen Instanzen, dieser Ansicht war schon Guillaudé.<sup>10</sup> Seine Vorstellung der Lösung des Problems war wegweisend: eine immense Maschine, die in einem riesigen Archivraum alle relevanten Karteikarten sogleich zur Verfügung zu stellen vermochte. Desgleichen hatte auch Guerry von einem *Ordinateur statistique* geträumt, einer Rechenmaschine, die die verschiedenen Daten automatisch klassifizierte und zueinander in Bezug setzte, also Korrelationen ante nomine berechnete. Es ist nicht klar, inwiefern Guerry dabei schon auf eine real technische Anordnung zugreifen konnte, oder deren Existenz nur behauptete.<sup>11</sup>

6 Beniger 1986.

7 Ebd., S. 10–16.

8 Ebd., S. 11 f.

9 Durkheim 1992, S. 360 f.

10 Guillaudé 1974.

11 Erwähnt wird diese (imaginäre) Maschine in Perrot 1987, S. 130, und Hacking 1990, S. 77. Ausführlich diskutiert wird sie in Friendly und de Sainte Agathe 2012. Die Existenz von Guerrys Maschine ist indessen unklar, da aus heutiger Perspektive kaum zu erklären ist, auf welche Weise sie all das immense Material hätte verarbeiten können. Die Rechenmaschine konnte nie aufgefün-

Die Arbeit des Statistikers kommt indes selbst maschinengestützt nie zu einem Ende. Die Statistik baut ein System von Differenzen auf; jede Akte, jeder Wert muss sich von anderen unterscheiden, um einen Informationswert aufzuweisen. Je mehr Reales es zu verarbeiten gibt, desto stärker wächst das System von Differenzen, desto komplexer müsste die Maschine sein, desto umfassender das Ausmaß der Entpersönlichung der automatischen Prozesse im Weber'schen Sinne. Jedes Problem erzeugt ein weiteres, die Aufmerksamkeitsressourcen, von denen Durkheim sprach, werden auch gebunden, weil die Folgeprobleme der bürokratischen Codierungspraxis über immer größere Abstraktionsleistungen sich vergrößerten und die technisch-rationalen Abläufe nur sehr schwer zu kontrollieren sind. Selbst Weber dürfte sich bewusst gewesen sein, dass die bürokratische Erfassung und Verarbeitung der Realität nicht in der idealen Form funktionieren, wie er sie schilderte, oder wie sich Potter ausdrückte: »Neither the French administration nor the British civil service have conformed very well to Max Weber's precepts«. <sup>12</sup>

Diese Kontrollkrise lässt sich allerdings nur im Kontext einer Krise der »guten Polizey« verstehen (vgl. Seite 404), jener mikrologisch operierende Instanz, die einerseits in der politischen Herrschaft gründete und andererseits tief in das soziale Leben eingewoben war. Mit der Etablierung der bürokratischen Ordnung geschah aber ein Entscheidendes hinsichtlich der früheren Polizei-Konzeptionen, die noch von einer breit gefächerten Kenntnis der Gesellschaft und ihrer Individuen ausgehen konnte sowie auch von der Möglichkeit, aufgrund ihres Wissens direkt im sozialen Raum zu intervenieren. Je mehr die Regierung moderner Gesellschaften sich rationalisierte, dabei immer komplexere Institutionen hervobrachte, je mehr sich die Bürokratie als eigenes Wissenssystem etablierte, desto mehr traten auch soziale Bereiche jenseits der unmittelbaren Domäne der Wahrnehm-, Gestalt- und Kontrollierbarkeit durch eine Regierung hervor. <sup>13</sup> So wurde etwa von einem naturwüchsigen ökonomischen Prozess gesprochen, der sich unabhängig und unkontrollierbar jenseits des Staates entwickelte. Vielerorts wurde die Idee der umfassenden Kontrollierbarkeit der Gesellschaft als ähnlich vergeblich betrachtet wie die umfassende Kontrollierbarkeit der Natur. Die Bevölkerung als Menge von Untertanen wurde abgelöst von der Bevölkerung als Gesamtheit quasi natürlicher Phänomene, wie Foucault es formulierte. <sup>14</sup> Den staatlichen Instanzen oblag es

den werden und ihre konkrete Arbeitsweise bildet bis heute ein Mysterium, siehe Friendly und de Sainte Agathe 2012, S. 195.

12 Porter 1995, S. 193. Porter verkennt aber, dass Weber hier aus erkenntnislogischen Gründen ein möglichst wirklichkeitsfernes Bild der Bürokratie schildert, es ging Weber nicht um die historische Exaktheit, sondern um den Idealtypus.

13 Siehe hinsichtlich der Ökonomie Foucault 2004, S. 500 ff.

14 Ebd., S. 507 ff.

allenfalls noch, negative Dynamiken innerhalb der Bewohner ihres Territoriums zu zähmen.

Es ist dieser Umbruch, den Beniger als Kontrollverlust bezeichnete. Er hatte auch zur Folge, dass die Idee einer umfassenden Polizei im Zuge der gesellschaftlichen Ausdifferenzierung »auseinanderfiel«.<sup>15</sup> Es gab nun die Sphäre der Politik, der Regierung, der Bürokratie und jene des Sozialen, die je einer eigenen Logik folgten. Der Polizei wurde in der Folge der »Wohlfahrtszweck« abgesprochen.<sup>16</sup> Dies bedeutete aber gerade nicht, dass dadurch die Ordnungsmacht an Bedeutung verlor, im Gegenteil. Wenn nun die Gesellschaft als Gesamtes nicht mehr umfänglich gestaltet werden konnte, sondern zusehends einer als naturwüchsig wahrgenommenen Dynamik folgte, dann bedeutete dies gerade, dass diese »natürlichen« Phänomene eingegrenzt werden mussten, damit sie die zivilisatorische Ordnung nicht gefährdeten. Die staatliche Politik war nun um so mehr auf reaktive Eindämmungs- und Kontrollmechanismen angewiesen.<sup>17</sup> Dabei verblieben der Polizei bloß negative Funktionen, nämlich die Verhinderung und wenn möglich Beseitigung von Unordnung.<sup>18</sup> Die Polizei war nun allein für die Gefahrenabwehr und die Überwachung der Einhaltung der Gesetze zuständig.<sup>19</sup> Die Gestaltung einer guten Gesellschaft gehörte nicht mehr zu ihrer Aufgabe.

Dieser Verlust einer unmittelbaren Verbindung der Regierung zur Gesellschaft, die nicht nur reaktiv-kontrollierend war, stellte für die staatliche Administration, die das Wissen für die politische Herrschaft bereitstellen musste, allerdings eine Herausforderung dar. Denn je effizienter die Codierung des Sozialen vonstatten ging, je mehr Codierfachkräfte die Daten verarbeiteten, desto mehr fragte es sich, auf welche Weise das neuartige Wissen, das sie produzierten, wieder in Bezug zum Gewimmel gesellschaftlicher Realität und zum Fluss der Ereignisse in Bezug gebracht werden konnte. Die Erkenntnis, dass sich die soziale Wirklichkeit in einem beständigen Prozess befand, wogegen die bürokratische Registrierung und die statistische Erfassung nur statisch operierten, respektive statische Abbilder erzeugten, begleitete die Geschichte staatlicher Erfassung der Bevölkerung, selbst wenn ihr noch mit dem Optimismus des positivistischen Zeitalters begegnet wurde. Oder wie ein Statistiker sich ausdrückte:

*Cependant le temps marche, et, avec lui, tout se renouvelle perpétuellement la tâche du statisticien ne serait donc jamais finie quand même il réussirait jusqu'à un certain point à fonder sur les plus solides bases et*

15 Ebd., S. 507 ff.

16 Knemeyer 1978, S. 886, 889.

17 Foucault 2004, S. 507 ff.

18 Ebd., S. 507.

19 Knemeyer 1978, S. 889.

à rendre complet le tableau d'un présent qui sera le passé avant que son coup d'œil ait pu l'embrasser dans toute sa vaste étendue.<sup>20</sup>

Was Mercier in bewusster Absenz jeglicher konzeptioneller Formung als Multitude beschrieben hatte, erwies sich für das Auge des Staates und seiner Instanzen stets als potenzielle Verunsicherung des Wissens darüber, was denn genau bei und mit den Leuten geschieht: »Die Staatsgewalt steckt in einer Klemme ..., sie hat bezüglich der Menge nur zwei Gedanken: das Einverständnis der Menge, das ihre Macht begründet, und ihre Undankbarkeit«, so Arlette Farge.<sup>21</sup> Es gab noch keinen Begriff, keine Vorstellung, keine Theorie, die diese Ambivalenz auflösen konnte: »Die alltägliche Realität löst diese beiden fest in den Köpfen der Eliten verankerten Vorstellungen in Luft auf und zeichnet eine mannigfaltige und unübersichtliche Landschaft, die die Verantwortlichen ratlos macht« und »Ungewissheit« erzeugt.<sup>22</sup>

Hier nun lässt sich eine neue Konstellation erkennen. Es bilden sich zugleich zwei Wirklichkeitsebenen und Wahrnehmungsformen der Gesellschaft heraus: Gesellschaft erscheint, vor allem für die Bürokratie und den Staat, als ein homogenisierter Raum, als eine Wahrnehmungs- und zugleich Steuerungsfläche. Es ist der Raum der Abstraktion von den konkreten Gegebenheiten. Demgegenüber steht ein Raum multipler Dinge und Lebensformen, ohne die, wie Simmel sagte, die Gesellschaft in eine Zahl »diskontinuierlicher Systeme auseinanderbrechen« würde.<sup>23</sup> Diese Vielheiten erschweren, ja verunmöglichen gerade ein wissenschaftliches »Fixieren«; sie bilden den Raum des wimmelnden gesellschaftlichen Lebens. Es handelt sich um zwei Perspektiven auf das Soziale und zugleich um zwei Realitätsebenen, die sich aber inkommensurabel gegenüberstehen, sich also nicht aufeinander abbilden lassen. Real sind beide Ebenen, weil sie beide in die konkrete Existenz eingreifen, sei es etwa aufgrund von behördlichen Entscheidungen, gefällt aufgrund statistischer Kennziffern, sei es aufgrund einer unvorhersehbaren Aktion eines verwirrten Gegenübers im sozialen Nahraum. Es handelt sich um zwei divergente Formen der Äußerung von gesellschaftlicher Realität, die dennoch irgendwie miteinander verbunden sind. Mit dieser Differenzbestimmung, so die These, lässt sich das Spannungsfeld umreißen, das zum Auftreten des anonymen Individuums führt.

### *Gesellschaft als System- und Dingraum*

Diese Konstellation unterschiedlicher Realitäts- und Wahrnehmungsformen des Sozialen: einerseits das Gemenge singulärer Existenzen und an-

20 Schnitzler 1833-1844, S. 474.

21 Farge 1989, S. 287.

22 Ebd., S. 287.

23 Simmel 1908a, S. 19.

dererseits die großflächige, standardisierte Beobachtung, geht einher mit der Ausgestaltung zweier verschiedener Perspektiven, die die unterschiedlichen Realitäten hervortreten lassen. Cassirer zeigt die Relation dieser beiden Formen des Wirklichen anhand der Entwicklung der Physik, die sich zunächst ausschließlich mit sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen und konkreten Entitäten beschäftigte und dann eine Revolution hin zu einer Physik erlebte, die mit abstrakten Vorstellungen eines Koordinatensystems zu arbeiten begann. Es entstand eine Physik, die Entitäten nicht mehr als isolierte Substanzen begriff, sondern nur noch als System von Relationen, eingespannt in ein umfassendes mathematisches Koordinatensystem: »Es ist ersichtlich etwas anderes, ein Neben- und Auseinanderwirken von Objekten, von sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen zu erfassen – und einen ideellen Inbegriff von Flächen, von Linien und Punkten zu konzipieren, der die schematische Darstellung reiner Lagebeziehungen in sich schließt«. <sup>24</sup> Panofsky beschreibt den hervorgehenden Systemraum auf ähnliche Weise:

Die Homogenität des geometrischen Raumes beruht letzten Endes darauf, dass alle seine einzelnen Elemente, dass die »Punkte«, die sich in ihm zusammenschließen, nichts als einfache Lagebestimmungen sind, die aber außerhalb dieser Relationen, dieser »Lage«, in welcher sie sich zueinander befinden, nicht noch einen eigenen selbständigen Inhalt besitzen. Ihr Sein geht in ihrem wechselseitigen Verhältnis auf: Es ist ein rein funktionales, kein substantielles Sein. <sup>25</sup>

Der systemräumlichen, geometrischen Perspektive steht die Wahrnehmung der Welt als Dingraum gegenüber, als Raum der Qualitäten. Eine solche dingräumliche Perspektive kann anhand mittelalterlicher Bilder, etwa der Städte, wie sie die Schedel'sche Weltchronik enthält, nachgezeichnet werden. <sup>26</sup> Beispielsweise hat jedes Objekt oder jede Objektreihe auf einer mittelalterlichen Abbildung eine eigene Qualität, sie steht für sich, weshalb die Größenverhältnisse für ein Auge, das an die Zentralperspektive gewohnt ist, nicht stimmig sind, weil die Objekte als Einzelheiten wahrgenommen und dargestellt werden. Die Menschen zeigen sich gegenüber den Gebäuden als übergroß, die Gebäude wiederum erscheinen aus ver-

24 Cassirer 1994a, S. 286 f.

25 Panofsky 1998, S. 101. Es fragt sich natürlich, ob die Differenzierung zwischen Systemraum und Dingraum der übergeordneten Whitehead'schen Perspektive entspricht. Wir meinen ja, denn Systemraum und Dingraum bezeichnen verschiedene Nexus von Punkten, Einzelwesen, die selbst eine »formende Form« (forma formans) bilden. Denn wie Whitehead betont auch Cassirer nicht das statistische, sondern das offene, das prozesshafte der Formen, siehe Cassirer 1994b. Auch im Begriff der Potenzialität treffen sie sich. Formung heißt, so steht es bei Cassirer: »Etwas wird aus dem Reich des Möglichen in die des Wirklichen verpflanzt«, Cassirer 1992, S. 81.

26 Schedel 2004.

schiedenen Perspektiven zugleich, Elemente mit symbolischer Bedeutung wie ein Stadtor wirken völlig unterschiedlich proportioniert, wie zusammengewürfelt. Es ist allerdings die gegenwärtige Sehgewohnheit, der alles heillos beliebig zusammengestellt erscheint, die kein Ganzes erkennen kann. Damals gab es schlicht keine Empfindung für einen übergeordneten Raum, der die einzelnen Dinge einordnet, in eine Relation stellen würde: Das mittelalterliche Bild vergegenständlicht eine fundamental andere Raumschauung<sup>27</sup> als jene, die eine systematische Perspektive erzeugt.

Diese unterschiedlichen Perspektiven dokumentieren beide gesellschaftlich und historisch umfassende Wahrnehmungsformen, entsprechend lassen sie sich auch auf den Bereich des Sozialen übertragen. Mit der systematischen und rationalen Bearbeitung der Verwaltung, der Identifikation und Vermessung des Sozialen etabliert sich das Soziale als *Systemraum*, als eine Ordnung der Regelmäßigkeiten und systematischen Bezüge, die unter einer einheitlichen Perspektive erfasst sind, wie dies etwa bei Guerrys statistischen Karten früh zum Ausdruck kam; das Soziale erscheint aber zugleich auch als *Dingraum*: als eine nicht reduzierbare Vielheit von Singularitäten, wie bei Merciers Multitude oder bei Simmels Betrachtung des Fließens und Pulsierens des Sozialen,<sup>28</sup> als ein Gewimmel von Existenzen, das keine einheitlich-umfassende Perspektive zulässt.

Es geht bei der Differenzierung zwischen Dingraum und Systemraum im Bereich des Sozialen keineswegs um den viel zitierten Gegensatz von Individuum und Gesellschaft, von mikrologischen Erscheinungen und Makrostrukturen, sondern schlicht um die Annahme zweier fundamental unterschiedlicher Perspektiven auf das Soziale, die mit unterschiedlichen Erscheinungsräumen der Realität einhergehen. Während sich aber in der Physik und in den darstellenden Künsten eine Bewegung von der dingräumlichen zur geometrischen Raumauffassung abzeichnete,<sup>29</sup> so erweist sich das Verhältnis zwischen beiden Repräsentationsweisen des Sozialen als komplexer. Beide Realitätsformen und -wahrnehmungen scheinen sich parallel zu entwickeln, sich sogar gegenseitig hervorzubringen, sie sind miteinander verschränkt, ohne dass sie sich noch zu einem einheitlichen Raum zusammenfügen lassen.

Es ist die quantifizierende Codierung des Sozialen, zusammen mit der Entdeckung der Wahrscheinlichkeitstheorie auf gesellschaftliche Evidenzen angewandt, die die systemräumliche Perspektive auf das Soziale ermöglichte, respektive das Soziale in neuer Form hervortreten ließ. Nicht ohne Grund waren es Astronomen, die diesen Blick leiteten:<sup>30</sup> Es entstand ein visuell sinnlicher, neuer geometrischer sozialer Raum, der sich zuallererst in der Kriminalitätsstatistik (vgl. Kapitel 5.3) abzeichnete. Quetelet

27 Panofsky 1998, S. 109.

28 Simmel 1908a, S. 19.

29 Cassirer 1994a.

30 Hacking 1975.



betonte selbst,<sup>31</sup> dass die Voraussetzung für das neue Wissen über die Gesellschaft die Etablierung einer bestimmten wissenschaftlichen Perspektive sei, die die Gesetze zu erkennen vermöge, nach denen die Menschen handeln. Diese Fähigkeit erreicht die neue Wissenschaft nur, wenn sie von den konkreten einzelnen Menschen abstrahiert, sie nur als kleine Fragmente eines größeren Ganzen betrachte. Es sei notwendig, den Menschen seiner Individualität zu entkleiden und damit alles zu entfernen, was bloß zufällig sei. Das Singuläre verschwände dann in der Masse wie von selbst. Betrachte man einen kleinen Abschnitt einer mit großer Sorgfalt gezeichneten Kreislinie ganz aus der Nähe, so würde man nur kleine Fragmente, bizarr angeordnet, erkennen, deren Position nichts anderes als vom Zufall bestimmt erscheinen. Erst aus der Distanz betrachtet verschwänden diese bizarren Fragmente und formten sich zu einer Linie:

»En se plaçant à une distance plus grande, son œil embrasserait un plus grand nombre de points, qu'il verrait se distribuer déjà avec régularité sur un arc d'une certaine étendue; bientôt, en continuant à s'éloigner, il perdrait de vue chacun d'eux individuellement, n'apercevrait plus les arrangements bizarres qui se trouvent accidentellement entre eux, mais saisirait la loi qui a présidé à leur arrangement général et reconnaîtrait la nature de la courbe tracée.«<sup>32</sup>

Hier gilt tatsächlich, dass die Perspektive nicht nur eine symbolische Form ist, sondern auch Formen erzeugt. Sie ist ein formender Prozess, eine »Forma formans«.<sup>33</sup> Mit anderen Worten gesagt, öffnete sich durch die neue Optik des Staates und der Statistik ein neuer und durchaus sichtbarer geometrischer Raum sozialer Formen: ein Systemraum ganz im Sinne Casirers, in dem die sozialen Einheiten nur aufgrund von Relationen und Differenzen existieren, nicht aber aufgrund ihres singulären Charakters.

Doch die diachrone Abfolge von Ding- zu Systemraum lässt sich nicht einfach von der Wissenschaftsgeschichte der Physik auf das Soziale übertragen, in dem Sinne, dass die Beschreibung der Gesellschaft sich nicht von einer Form der Wahrnehmung zur anderen bewegt, vielmehr stehen diese Perspektiven einander gegenüber, ohne dass eine von ihnen verschwände, in den Hintergrund träte. Die Vorstellung, dass die Gesellschaft als Konsequenz der Praktiken dieser neuen Geometer des Staates exakt beobachtbar, beschreibbar werde, folgte zwar den wissenschaftlichen Ideen dieser Zeit. Doch es ist bemerkenswert, dass gerade die Übertragung der systemräumlichen Perspektive auf das Soziale sehr früh auch Widerstand innerhalb der Naturwissenschaften selbst hervorrief. So erfuhr die Vorstellung der Gesellschaft als statistischer Systemraum eine scharfe Kritik innerhalb der Physik selbst, in dem Sinne, dass die Frage aufgeworfen wur-

31 Quetelet 1835a, S. 5.

32 Ebd., S. 5 f.

33 Cassirer 1992, S. 43.

de, inwiefern die Gesellschaft überhaupt quantitativ beschrieben werden könne, eine Frage, die bis heute zu keiner Einigkeit führte;<sup>34</sup> So richtete James Clerk Maxwell, aufgrund seiner Entwicklung der kinetischen Gastheorie sehr wohl der statistischen Argumentation zugeneigt, einen kritischen Blick auf die Möglichkeiten, überhaupt den singularären Charakter von Individuen zu negieren und sie als Bezugspunkte eines größeren Koordinatensystems zu betrachten. Die Gesellschaft sei ein fragil stabiles System, das auf Aktionen von Singularitäten empfindlich reagieren könne. Und diese Singularitäten seien per definitionem nicht über die Gesetze der großen Zahl beschreibbar, wie dies die Wahrscheinlichkeitstheoretische Statistik postuliere. Mit anderen Worten gesagt: Maxwell kritisierte die vermeintlichen Gesetze und Ideen, die dem Konstrukt des »mean man« (homme moyen) zugrunde liegen, die indes leitend für die neue systematische Vorstellung des Sozialen waren.<sup>35</sup> Ebenso wenig könne vorhergesagt werden kann, hier nimmt er die Katastrophentheorie René Thoms vorweg,<sup>36</sup> wann exakt ein Fels vom Gletscher losbricht, weil sowohl die Umstände wie der Fels nicht hinreichend quantifizierbar seien; desgleichen sei das soziale System nicht statistisch beschreibbar. Von allen Systemen sei das soziale schlicht das am wenigsten stabile, weil hier die kleinsten, kaum erfassbaren Veränderungen große Konsequenzen haben können: »It appears then that in our own nature there are more singular points – where prediction ... becomes impossible – than there are in any lower organization. But singular points are by their very nature isolated, and form no appreciable fraction of the continuous course of our existence«.<sup>37</sup> Obwohl er mögliche Situationen nicht grundsätzlich verwirft, in der die Menschen sich so standardisiert verhalten, dass eine statistische Prognose in einigermaßen vernünftigen Rahmen möglich ist, so verneint er doch die generelle systematisch-wissenschaftliche Erschließung des Sozialen aufgrund mathematischer Verfahren: Es sei schlicht nicht möglich, das Gewimmel der Singularitäten hinreichend zu quantifizieren, um es wissenschaftlich zu behandeln. Mehr noch: Als Singularitäten versperren sie sich der Aufhebung in einen Raum der mathematischen Relationen. Auch hier zeigt sich, dass die Einführung einer neuen systematischen Wahrnehmungsweise letztlich zu einer Kontrollkrise führen kann: Das Soziale erscheint stets als chaotisch funktionierende Realität, in der ein Eingreifen nur eine weitere Katastrophe auslösen kann.

Im Bereich des Sozialen war die Wahrnehmung eines Dingraums keineswegs verschwunden. Dieser Blick erhielt sogar auch eine staatlich-institutionelle Fundierung, in der klassischen Polizei, gemeint ist die Konzentration auf die kleinen Dinge. Um Gauillautes Zitat zu wiederholen:

34 Ich habe die inkommensurablen Positionen aufgearbeitet in Keller 2001a.

35 Maxwell 1882, S. 439.

36 Thom 1972.

37 Maxwell 1882, S. 443.

»D'ailleurs qu'est-ce que la police d'une ville sinon la surveillance d'un amas infini de petits objets minutieux sans laquelle les citoyens ne seraient ni sûrement ni commodément.«<sup>38</sup> Diese kleinen Dinge sind auch jene der gesellschaftlichen Wirklichkeit, der materiale Stoff gleichsam, der den Alltag durchringt, also als Substanz erfahren wird, oder wie Mercier schrieb: »Que de substances se fondent dans un si petit espace!«.<sup>39</sup> Im 19. Jahrhundert entstand sogar ein ganz neuer Wissenschaftszweig, entlang der Medizin, die sich auf die Dinglichkeit der Dinge konzentrierte und daraus Schlüsse zog. Ginzburg nannte sie die konjekturale Methode, die das detektivische Beobachten und Schlussfolgern als ihren Kern beinhaltete und sich auf scheinbar nebensächliche Details konzentrierte, anstatt auf das große Ganze.<sup>40</sup>

Die kleinen Dinge, die Singularitäten störten gerade die Betrachtung dieser neuen Ordnung, oder wie Quetelet schreibt: »C'est de cette manière que nous étudierons les lois qui concernent l'espèce humaine; car en les examinant de trop près, il devient impossible de les saisir, et l'on n'est frappé que des particularités individuelles, qui sont infinies.«<sup>41</sup> Diese widerstrengsten Dinge und Singularitäten formten damit nicht nur eine Kontrollkrise, sie markieren auch neue Formen von relativer Unabhängigkeit von der sozialen Ordnung. Die immer abstraktere Fassung des Sozialen evozierte indes – als zweite Seite der identifizierenden Praktiken – auch eine neue Zone des Unmarkierten, eine Existenz nicht reduzierbarer Vielheiten, die sich nicht unter allgemeinen Kategorien subsumieren ließen. In diesem unmarkierten Raum entstand und erstarkte in der Folge auch das Bewusstsein einer *individuellen Identität*, ein Wandel, den etwa die umfassende Geschichte des privaten Lebens, welche die Annales Schule lieferte, nachzeichnete.<sup>42</sup>

Dieses neue Bewusstsein der Individualität setzte sich sogar selbst in Szene (um damit allerdings wieder neue Beobachtungsmöglichkeiten zu schaffen). Die Leute begannen sich auf eine andere, selbstbewusstere Art in die gesellschaftliche Ordnung einzuschreiben als noch zu Zeiten der ständischen Ordnung, sie präsentierten sich dieser neuen Ordnung als sin-

38 Guillaüt 1974, S. 96.

39 Mercier 1782a, S. 3.

40 Ginzburg 1985. Ginzburg spricht von einem sich neu etablierenden Paradigma des Wissens im 19. Jahrhundert, getragen vom Kunsthistoriker und Arzt Morelli, der wiederum Doyle und Freund beeinflusste: Die Interpretation von Indizien und Zeichen gewinnt zusehends an Bedeutung, Ginzburg nennt es »konjekturales Paradigma«, siehe ebd., S. 158. Entscheidend für Ginzburg ist, dass dabei auch die Konzentration auf kleine Details, auf die Singularitäten in den Vordergrund rücken, also genau jene *petits objets minutieux*, um die die Polizei sich sorgen müsse, wie Guillaüt schrieb, siehe Guillaüt 1974, S. 96.

41 Quetelet 1835a, S. 6.

42 Corbin 1999.

guläres Einzelwesen. Dies äußerte sich zuallererst in den Namen. Die Namen traten aus der Matrix kultureller Traditionen, die die Gesellschaft bereitstellte, heraus; die Leute gaben sich Namen jenseits bestehender Konventionen. Dies zeigte sich, so Corbin, vor allem in den Vornamen, die nicht mehr den Normen der Kirche gehorchten (um zur Ehrung der Heiligen zu dienen). Auch die intergenerationelle Weitergabe von Namen lockerte sich, welche zuvor exakten Vorschriften der Tradition folgte. Begünstigt wurde diese Freistellung auch durch die Tatsache, dass durch die demografische Entwicklung und die Urbanisierung immer mehr Leute mit denselben Namen aufeinandertrafen, so Corbin.<sup>43</sup>

Gleichzeitig mit der steigenden Alphabetisierung, also auch der Fähigkeit, seinen eigenen Namen lesen und schreiben zu können, äußerte sich dieses neue Selbstbewusstsein in einem eigentlichen Kult der Eigennamen, die unversehens auf Servietten, Visitenkarten und anderen Dingen des Alltags aufgedruckt oder eingraviert wurden. Mit dieser zunehmenden Lockerung der Verbindungen zur traditionellen symbolischen Ordnung entstand, ein weiterer Indikator dieses Prozesses, auch eine neue Subkultur der Spitznamen, also staatlich nicht zertifizierter Namen, die gerade in jenen Zonen gebraucht wurden, die Des Essarts bezeichnet hatte: dort, wo Dirnen, Verbrecher, aber auch die Künstler, Bohemiens, Vagabunden lebten.<sup>44</sup>

Gefördert wurde die Privatisierung zudem durch einen weiteren Prozess, der schon hinsichtlich der anonymen Briefe Thema war. Durch den Aufschwung des Postwesens, durch die einfachere Möglichkeit, Briefe zu verschicken und zu erhalten, um sich darin über private Dinge auszutauschen, entstand auch eine neue Zone der Intimität.<sup>45</sup> Schließlich entstand, was im Zusammenhang der Porträtierung von Kriminellen schon erwähnt wurde, eine neue Form des Selbstbildnisses, der Sichtbarmachung und Inszenierung der eigenen Individualität: die Mode der Porträtfotografie,<sup>46</sup> die das jahrhundertalte Privileg der höheren Stände, ein Bildnis seiner selbst zu besitzen und zu präsentieren, durchbrach.<sup>47</sup>

Die Räume der Beobachtung und der Inszenierung der Singularität durchdrangen sich jedoch gegenseitig. So dienten, wie gesehen, die bür-

43 Corbin 1999, S. 427–429.

44 Ebd.

45 Ebd., S. 429.

46 Freund 1968, S. 67–81.

47 Burke 1995. Bis in die frühe Neuzeit, wie schon erwähnt (siehe S. 98), waren Porträts nur Heiligen vorbehalten. Dies bedeutete, dass beispielsweise die Schedel'sche Weltchronik aus dem Jahre 1493 Papst-Porträts zeigt, in denen erkennbar wird, dass das Porträt eines einzigen Papstes siebzehnmals verwendet wurde, um verschiedene Päpste darzustellen. Auch andere Papst-Porträts fanden, wohl aus ökonomischen Gründen, ebenfalls mehrfach Verwendung. Das Bildnis illustrierte so nur die Existenz eines Rolleninhabers, siehe Füssel 2004, S. 27.

gerlichen Porträts als Modell für die Kriminalfotografie. Wie sehr die neue Sichtbarkeit des Individuums sich wieder als Falle erwies, zeigte sich am Beispiel der Verwendung der Porträtfotografie in der Pariser Kommune von 1871/72. Die Kommunarden inszenierten sich gerne (vgl. die Abbildung 36), mehr noch, sie erwiesen sich eigentlich als porträtsüchtig, insbesondere, wenn sie sich mit militärischen Versatzstücken präsentieren konnten (man vergleiche etwa den sich im Hintergrund der Fotografie räkelnden Kommunarden). Du Camp spricht von einer »manie d'avoir son portrait sous travestissement militaire«<sup>48</sup> Die militärischen Kleidungsstücke waren hier oft nur Staffage und wurden gleich wieder abgelegt, wenn der fotografische Akt vorbei war.<sup>49</sup>

Die Fotografien zirkulierten frei in der Stadt, dienten zur Selbstdarstellung und Artikulation des revolutionären Kollektivs und der Kommune. Doch auch die Polizei nahm sich ihrer dankbar an. Die Fotografien wurden unversehens dem »Atelier photographique« der *Préfecture de Police* überstellt, wo das Signalement nach oben beschriebener Methode eingehend festgestellt, anthropometrische Merkmale sofern möglich festgehalten, analysiert, zu anderen Daten in Bezug gesetzt wurden, um die Datenbank der gesuchten politischen Verbrecher zu verbessern.<sup>50</sup> Die Inszenierung der Sichtbarkeit, die Beobachtung und die Registrierung gingen miteinander einher, gerade die intensiven fotografischen Praktiken der Kommunarden stellten hierin eine neuartige Kommunikation von Justiz und fotografischer Inszenierung dar.<sup>51</sup> Doch die Porträtisierungspraktiken zeigen letztlich ein politisches Bestreben, das in den Bildnissen implizit zum Ausdruck kommt. Es ist die Forderung nach individuellen Rechten,<sup>52</sup> die Entdeckung von so etwas wie der »Freiheit« als »Recht des Individuums«.<sup>53</sup> Oder anders ausgedrückt: Das Bewusstsein einer »individuellen Identität« entstand und erstarkte.<sup>54</sup>

Dies äußerte sich auch unpolitisch in einer neuen Kultur des Gebrauchs des Reisens, die ausschließlich dem Selbstzweck der Erfahrung des Raumes diene. Anders ausgedrückt, so die historische Forschung: Die »Entdeckung des Selbst« konnte nur vor dem Hintergrund der Herauslösung des Individuums aus einem vorgegebenen Ort und Zweck entstehen.<sup>55</sup> Soziologisch betrachtet lässt sich diese Freistellung als eine Form von Entkoppelung der Individuen von einer vorgegebenen Ordnung be-

48 Du Camp 1881, S. 234.

49 Ebd., S. 234.

50 Ebd., S. 235.

51 Soualle Sotteau 2011, S. 62 f.

52 Foucault 2004, S. 506–508.

53 Ebd., S. 506.

54 Corbin 1999.

55 Siehe den dritten Teil der Untersuchung von Daniel Roche, die er dem Reisen gewidmet hat: *Découverte de soi, découverte du monde*, Roche 2011, S. 567 ff.



Abbildung 36: »Eine Manie sich selbst zu fotografieren«:  
Selbst-Portraitierung während der Zeit der *Commune de Paris* (1871).  
Quelle: Barricade sur la place Vendôme au débouché de la rue de Castiglione –  
Bruno Braquehais, Bibliothèque historique de la Ville de Paris.

greifen, als eine Art »Entbettung« (»disembedding«), wie es Anthony Giddens nennt.<sup>56</sup> Es entstanden neue Möglichkeiten der Zirkulation der Individuen wie auch ihrer Dinge, sowohl geografisch wie sozial, und es ergaben sich neue Herausforderungen an die symbolische Erfassung und Registrierung der Individuen.

Das Soziale erscheint, zusammengefasst, nunmehr als wissenschaftlich beschreibbares, von bürokratischen Techniken geschaffenes System, das Funktionen und Regularitäten anzeigt und gleichzeitig als nicht reduzierbare Vielheit erscheint, die sich der umfassenden Gestaltung und Erfassung irgendwie immer verwehrt. Doch was ist die Verbindung dieser beiden Erscheinungsformen des Sozialen? Beide Erscheinungsweisen sind ja Aspekte derselben gesellschaftlichen Wirklichkeit. Doch die Wahrnehmung der sozialen Welt funktioniert anders als die Kunstwahrnehmung

56 »Unter Entbettung verstehe ich das ›Herausheben‹ sozialer Beziehungen aus ortsgebundenen Interaktionszusammenhängen und ihre unbegrenzte Raum-Zeit-Spannen übergreifende Umstrukturierung.« Diese Herauslösung erscheint mitunter als »Freiheit« in dem hier relevanten Sinne, dass Verbindungen getrennt werden und Entitäten sich »freier« koppeln können, siehe Giddens 1995, S. 33.

oder das wissenschaftliche Wissen. Die inkommensurablen Räume korrespondieren vielmehr untereinander, existieren gleichzeitig, so kann es denn unversehens sein, dass splitterhafte Elemente des Systemraums und Diagramme, Statistiken, auf einmal selbst als kleine symbolische Dinge im Alltag der Leute zirkulieren.

Und mehr noch, das Spannungsfeld dieser beiden Formen wird durchaus auch wahrgenommen. Es entstehen kulturindustrielle und sozialwissenschaftliche typisierende Formen des Sozialen und damit einhergehend neue Nomenklaturen, die sich gleichsam zwischen den Räumen ansiedeln. Doch die Kluft zwischen singulären Erscheinungen und der allgemeinen Systemlogik resultiert letztlich aus demselben Stoff des Realen, den jene unterschiedlich verarbeiten, damit unterschiedliche Welten erzeugen. Indem diese Formungen des Realen in sich inkommensurabel sind, entsteht eine Lücke. Diese Kluft erweist sich als imaginativ äußerst produktiv und wurde durch die literarischen Fiktionen schnell gefüllt, wozu das anonyme Individuum gehört.

»Espèces Sociales«: die Typisierung des Sozialen

Cassirer und Panofsky begründeten theoretisch beide eine Erkenntnis, die Mercier anhand der Schachspielmetapher diskutiert hatte (siehe Seite 346): Es existiert ein kartografischer Über-Blick, gleichsam die Aufsicht auf die soziale Landschaft, der im Kontrast zu einem Blick des Spielers steht, der sich inmitten des Geschehens befindet.<sup>57</sup> Soziologisch formuliert dies auch Norbert Elias.<sup>58</sup> Das Eigentümliche dieser zweifach erscheinenden Ordnung liege darin, so Elias, dass sich diese beiden Perspektiven als Ausdruck *desselben* Gesellschaftlichen deuten lassen.<sup>59</sup> Dies bedeutet unter anderem, dass das gegenseitige Durchdringen verschiedener Erscheinungsformen des Sozialen auch von jenen selbst beobachtet wird, die dadurch erfasst werden. Es entstehen neue Brüche, neue Friktionen. Gerade aufgrund einer Syntheseleistung, wie Elias ausführt, diese Formen als Ausdruck »einer Gesellschaft« zu sehen, entsteht ein Spannungsfeld. Die Erscheinungsweisen des Sozialen als System- und Dingraum erzeugt neue Formen von Rätseln, des Unwissens und auch der ästhetischen Spannung.

So werden die Statistiken, Grafiken wie zu einem selbstverständlichen Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens. Sie sind selbst »kleine Dinge«. Hacking spricht von einer »avalanche of printed numbers«, die sich in der

57 Graczyk untersucht auf einleuchtende Weise, auf welche Weise sich bei Mercier schon ein Auseinanderbrechen des Tableaus eines umfassenden Wissens abzeichnete, wie es Foucault in seiner Archäologie der Humanwissenschaften untersuchte. Siehe Foucault 1991 sowie Graczyk 2002.

58 Elias 1987, S. 140 f.

59 Ebd., S. 140 f.

ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ereignete.<sup>60</sup> Dieser Ausstoß an Zahlen multipliziert sich durch die neuen Formen der Massenpresse und erfasst zum ersten Mal nicht nur einen kleinen Kreis von Wissenschaftlern, sondern die ganze soziale Welt, sodass Hacking tatsächlich von einer eigentlichen Revolution des Wissens sprechen kann,<sup>61</sup> bei der die breite Wahrnehmung der Gesellschaft sich auf wesentliche Weise transformiert.<sup>62</sup> In der breiteren gesellschaftlichen Wahrnehmung »regnete« es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eigentlich Statistiken, so Perrot.<sup>63</sup> Statistiken über Geschmack und Schönheit der unterschiedlichsten Bevölkerungsgruppen beschäftigten die Öffentlichkeit, ebenso wie solche über Zahl und Gestalt von Theaterkulissen, wohingegen die Statistiken von Pariser Cafés noch als vergleichsweise gewöhnlich erscheinen.<sup>64</sup> Das ganze Leben wurde versucht, in Statistiken zu gießen (vgl. auch das Beispiel der Windrichtungen und des Katarrs bei Guerry auf Seite 410), mehr noch, Statistiken waren derart »en mode«, dass die Bezeichnung als Statistiker selbst schon Aufmerksamkeit erregte und entsprechend auch verwendet wurde, obwohl gar keine Quantifizierungen enthalten waren (man sprach etwa von »état statistique« an Stelle von »état de situation«).<sup>65</sup> Die neuen Formen der Beobachtung, wie sie die statistischen Formen lieferten, waren nun in der Öffentlichkeit selbst Objekt der Beobachtung, der Faszination, der Travestie und der Ironisierung.

Balzac's Werk tritt in dieser Kommentierung des neuen Wissens besonders hervor, er strebte ja mit der *Menschlichen Komödie* selbst eine umfassende Repräsentation der Gesellschaft an, die Mercier's Werk vielleicht noch übertrifft. Statistiken besitzen in Balzac's Werk eine hohe Präsenz.<sup>66</sup> Er bewunderte sie augenscheinlich, machte sich aber auch über sie lustig. In dieser Hinsicht ist eine Stelle in der 1831 erschienen Erzählung *La Peau de Chagrin* exemplarisch. Ein als »namenlos« bezeichneter junger Mann betritt das Kasino des Palais Royal. Er wird aufgefordert, seinen Hut abzugeben, offensichtlich um das Geld für die Garderobe einstreichen zu können, wie er vermutet. Er spekuliert weiter:

Est-ce la police tapie dans tous les égouts sociaux qui tient à savoir le nom de votre chapelier ou le vôtre, si vous l'avez inscrit sur la coiffe?  
Est-ce enfin pour prendre la mesure de votre crâne et dresser une sta-

60 Hacking 1992a, S. 141.

61 Hacking 1987, S. 52 f.

62 Ebd., S. 52 f.

63 Perrot 1987, S. 125.

64 Heuschling 1849, S. 10.

65 Ebd., S. 10.

66 Siehe zur Diskussion insbesondere das 16. Kapitel in *The mineralogical conception of society* von Hacking 1990, sowie Porter 1995, S. 37 f., 80, 138 ff. Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive siehe Schnyder 2006.



tistique instructive sur la capacité cérébrale des joueurs? Sur ce point l'administration garde un silence complet.<sup>67</sup>

Das Beobachten kleiner Dinge verschränkt sich hier mit der Omnipräsenz der Statistik. Es gibt die Polizei, die in einer sozialen Kloake lauert, um den Namen des Hutmachers auszumachen; es gibt die Statistiker, die den Schädel ausmessen wollen, um eine instructive Statistik des Gehirnvolumens von Spielern zu erstellen. Beide Praktiken erscheinen rituell, ohne jeglichen Sinn. Die Ironie ging bei Balzac bis zum Sarkasmus in der 1829 veröffentlichten *Physiologie du mariage*.<sup>68</sup> Der Autor suchte offenbar nach einer möglichen Ehefrau und fragte sich, wie groß die Chancen seien, auf eine ehrbare Dame zu treffen. Die Administration des Staates beschäftigt sich seit nunmehr zwanzig Jahren damit, alles Mögliche zu vermessen und statistisch zu erfassen, Wald, Wiesen, Weinberge; sie erfrage, wie viel Holz, Rindfleisch, Wein, Kartoffeln und Eier in Paris verzehrt werden. Die französischen Ministerien wüssten, wie viele Soldaten unter Waffen stünden, wie viele Spione und Beamten in ihrem Sold stünden, und wie viele Schüler es gäbe. Aber niemand sei bisher auf den Gedanken gekommen, zur Ehre der Ehe oder im Interesse der heiratswilligen Leute die Zahl der ehrbaren Frauen («femmes honnêtes») festzustellen.<sup>69</sup> Balzac begann zu rechnen. Allein, für Damen sei diese statistische Übung überflüssig, sie kannten die Ergebnisse schon. Er ging von 15 Millionen Frauen in Frankreich aus. Doch wie viele davon waren ehrbar?

Zunächst definierte er den Gegenstand über eine »naturgeschichtliche« Beschreibung des ehrbaren weiblichen Wesens: Ihre Finger berührten nichts anderes als glatte, weiche, duftende Gegenstände. Ob sie sich ernähren müssten und wie sie dies tun, bleibe für immer ein Geheimnis. Natürlich spiele das Alter eine Rolle, um die Zahl der ehrbaren Frauen festzustellen, die kleinen Mädchen seien vom Total stillschweigend abzuziehen,<sup>70</sup> dann auch die armen weiblichen Geschöpfe, die zwar hochgebildet seien, aber hässlich, blind, bucklig, sodass sie es niemals in den Stand der Ehe schaffen könnten.<sup>71</sup> Er zog von den möglichen ehrbaren Frauen auch die *Töchter Baals* (die Prostituierten) ab, die Modistinnen und Künstlerinnen, die es als zu aufwändig erachteten, ihre amourösen Beziehungen administrativ über eine Ehe formalisieren zu lassen. Arbeiterinnen und Bäuerinnen gehörten ebenfalls nicht zur möglichen Menge ehrbarer Frauen, diese seien zu sehr damit beschäftigt, die anderen Klassen zu erhalten und zu nähren, als dass sie sich ehrbaren Dingen widmen könnten.<sup>72</sup> Schließlich brachte er die Zahl der ehrbaren Frauen, die für eine Ehe be-

67 Balzac 1842, S. 2.

68 Balzac 1846.

69 Ebd., S. 353.

70 Ebd., S. 353.

71 Ebd., S. 358.

72 Ebd., S. 358 f.

reitestehen, von den ursprünglich 15 Millionen Frauen auf 800'000 herunter. Von ihnen handelte der Rest der Abhandlung.<sup>73</sup>

Was heutzutage wie als eine ätzende Persiflage auf die statistischen Erhebungen und ihren Denkstil, auf die unreflektierten Normen, die sie transportieren, erscheint, birgt in sich auch eine Reflexion der immensen Bedeutung der Statistik. Es ist die immer präsenter werdende wissenschaftliche Beobachtung der Gesellschaft, die Balzac hier aufnimmt. In den beiden genannten Stellen scheint er sie klar zu ironisieren: als das Bestreben, alles und jeden zu erfassen. Doch daneben gibt es Textstellen, in denen er die Statistik als Erkenntnismittel sehr ernst nahm. In seiner nachgelassenen Schrift *Le catéchisme social* suchte er nach den Möglichkeiten politischer Beteiligung in der Gesellschaft und diskutierte hier auch das politische Potenzial der Mittelklassen:

Évaluez le chiffre des ambitions qui peuvent encore dans la classe moyenne, ambitions politiques durables. Cherchez-le. Dressez une statistique exacte de la masse flottante, des hommes entre vingt-cinq et cinquante ans. Déduisez les gens dont toute l'ambition est satisfaite par une étude de notaire, par une présidence de tribunal, par une fortune industrielle ... Enfin, soyez exact; sondez à fond la classe moyenne et ses mœurs vous ne trouverez pas cinq cents ambitieux politiques.<sup>74</sup>

Die Statistik wurde hier zum (imaginierten) Mittel, um eine »masse flottante« zu durchleuchten (es ergibt sich eine bemerkenswerte Bedeutungsverschiebung von der »population flottante«, jenen Bevölkerungsteilen, die sich nicht von der Volkszählung erfassen ließen, hin zur Bezeichnung durchaus gewöhnlicher Segmente der Bevölkerung); er verbindet eine gesellschaftliche Position – Männer im Alter zwischen fünfundzwanzig und fünfzig Jahren in etablierten Positionen der mittleren Klassen – mit einer politischen Mentalität und dahingehend auch der Bereitschaft, sich politisch zu beteiligen; ein Vorgehen, das durchaus der heute üblichen Sozialforschung entspricht.

In einem Kommentar über Balzacs Gebrauch von Statistiken schreibt Bernard Guyon,<sup>75</sup> in solchen Passagen drücke sich Balzacs immer wieder zum Vorschein kommende Liebe zur Statistik aus, auch wenn er das Verfahren, so etwa im Text zu den Ehestatistiken, ins Paradoxe treibe. Den Grund dieses ambivalenten Gebrauchs sieht Guyon in einer Verwandtschaft zwischen Statistiker und Romancier: Sowohl die statistische Methode wie der realistische Roman (im Sinne) Balzacs klassifizieren in einem fort die soziale Welt, schaffen neue Nomenklaturen, die wiederum mit Inhalten angereichert, erzählt werden. Beiden Formen der Klassifika-

73 Balzac 1846, S. 360.

74 Balzac 1933, S. 61.

75 Guyon 1933.

tion ist inhärent, dass sie eine Zuspitzung des Realen zur Erstellung besserer Kenntlichkeit betreiben.<sup>76</sup>

Doch ein weiteres kommt hinzu: Balzac reflektierte auch die Bedingungen eines solchen klassifikatorischen Wissens.<sup>77</sup> Dies kommt insbesondere in der Einleitung zur *Comédie humaine* zum Ausdruck. Er lotete darin die Möglichkeiten aus, das Soziale in eine übersichtliche Form zu bringen (eine »mise en texte du social«<sup>78</sup>). Denn die sich rasant entwickelnde französische Gesellschaft harre noch einer systematischen Beschreibung, so Balzac. Es ist letztlich offen, ob Balzac sich aufgrund seiner Bewunderung für Statistik zur *Comédie humaine* hinreißen ließ,<sup>79</sup> oder ob er diese damit kritisch hinterfragen wollte.

In dieser Vorrede formulierte Balzac die Bedingungen seiner literarischen Gesellschaftsbeschreibung, gerade in Bezug zum wissenschaftlichen und staatlichen klassifikatorischen Wissen. Er betrachtete seine *Comédie humaine* als Antwort auf die damals sehr prominente Naturgeschichte, die er aber gerade nicht imitieren wollte.<sup>80</sup> Balzac sah sich selbst dabei eher als Historiker denn als Romancier, es ging ihm aber tatsächlich um die systematische Darstellbarkeit der Gesellschaft.<sup>81</sup> Bekanntermaßen waren Engels und Marx fasziniert von Balzac und seiner Arbeit, der sie ein hohes Maß an Erfassung der zeitgenössischen Wirklichkeit zusprachen, Lukács sah darin eine Gestaltung der »Gegenwart als Geschichte«.<sup>82</sup> Doch die Parallelisierung zur Geschichte und zu den Wissenschaften hatte ihre Grenzen, drohte in die Irre zu führen: Balzac war jeder Telos der fortschreitenden Gesellschaftsentwicklung, die Idee eines dialektischen Fortschreitens fremd. Im Gegenteil kann sein Werk auch als Kritik einer solchen umfassenden, synthetisierenden Betrachtung aufgefasst werden.<sup>83</sup> In den Naturwissenschaften sah er indessen ein Modell, das sich aber nicht einfach auf den Bereich des Sozialen übertragen ließ. Seine Überlegungen sind entscheidend, um die Emergenz neuer Nomenklaturen des Sozialen, die

76 Ebd., S. 182.

77 Schuerewegen 1990.

78 Duchet 1979.

79 Hacking 1990, Chap. 16.

80 Balzac war gemäß Stierle auf jeden Falle einer der ersten Autoren, die sich das Prestige der wissenschaftlichen Diskurse für die eigene literarische Arbeit nutzbar machten, siehe Stierle 1980, S. 181, nur um sich gleichzeitig ironisch von den Wissenschaften zu distanzieren. Siehe dazu Guyon 1933, S. 182; Schnyder 2006, S. 203.

81 Die Position des Soziologen war noch nicht geschaffen. Balzac schrieb 1845 im Brief an eine Bekannte: »On commence à comprendre que je suis beaucoup plus historien que romancier.« Ähnlich lauten auch die Einschätzungen vieler seiner Schriftstellergeliebten, siehe Chevalier 1964, S. 28.

82 Lukács 1955, S. 81.

83 Petrey 1988.

sich in dieser Zeit formierten,<sup>84</sup> zu verstehen, die mittelbar auch eine neue Form von Unmarkiertem hervorbrachten.

Die Idee zu diesem Werk sei ihm wie in einem Traum erschienen, als ein unmögliches Projekt, das aber dennoch zur Verwirklichung dränge.<sup>85</sup> Doch dieser Traum war eingelagert in damals stattfindende naturwissenschaftliche Streitigkeiten. Balzac bezog sich auf den Streit zwischen den Naturwissenschaftlern Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire. Cuvier vertrat die Perspektive einer transzendentalen Ordnung der Natur: Die Merkmale der Lebewesen resultieren aus einem übergeordneten System, das bestimmte Kombinationsmöglichkeiten zulässt und andere verhindert. Dieses System determiniere die Erscheinungsweisen der Lebewesen.<sup>86</sup> Es gab für Cuvier die Einheit eines Plans (»unité de plan«), der sich über Beobachtung der Regelmäßigkeiten erschließt,<sup>87</sup> genauso wie sich für Quetelet die Einheit der Gesellschaft aus den Daten erschloss, die den gesellschaftlichen Plan, alles ins Gleichgewicht zu bringen, offenbart. Für Saint-Hilaire hingegen existierte kein übergeordneter Plan der Natur. Er formulierte das, was später eine morphologische Position genannt wurde:<sup>88</sup> Die Lebewesen reagieren auf ihre äußeren Bedingungen, die Ausformung der Organe ist eine Anpassung an diese Bedingungen aufgrund des biologischen Stoffs. Dass sich also Regelmäßigkeiten in der Physiologie ergeben, ist nicht Ergebnis einer übergeordneten Logik der Natur, die letztlich eine optische Täuschung darstellt, sondern Resultat ähnlicher externer Existenzbedingungen und desselben natürlichen Materials.<sup>89</sup> Der Idee eines einheitlichen Plans der Natur, wie ihn Cuvier formulierte (*unitité de plan*), setzte er die Einheit des Prozesses gegenüber (*unité de composition*), der die jeweiligen Eigenschaften überhaupt erst schafft.

Balzac schlug sich nun, und das ist zentral für sein Konzept einer literarischen Typologie, auf die Seite Saint-Hilaires, der für ihn die überzeugenden Argumente vorbrachte, aber auch eine Erzählbarkeit sicherte, da Saint-Hilaires nicht von statistischen Klassifikationen ausging, sondern von dynamischen Milieus, die erst Typen hervorbringen.<sup>90</sup> Die Einheit des Lebens ist die existentielle Grundbedingung: »L'animal végété comme la

84 Hacking 1990, Chap. 16.

85 Balzac 1912, S. XXV.

86 Siehe zur Diskussion des Streits und zur Darstellung der unterschiedlichen Positionen Piveteau 1950.

87 Ebd., S. 350.

88 Ebd., S. 352.

89 »On sait que la nature travaille constamment avec les mêmes matériaux ; elle n'est ingénieuse qu'à en varier les formes. Comme si en effet elle était soumise à de premières données, on la voit tendre toujours à faire reparaître les mêmes éléments, en même nombre, dans les mêmes circonstances, et avec les mêmes connexions. un organe est plutôt altéré, atrophié, anéanti que transposé«, zitiert nach ebd., S. 346.

90 Siehe Strosetzki 1985, S. 42 f.

plante«, hieß es schon im 18. Jahrhundert. Das heißt, es gibt im Prinzip nur eine Lebensform, die sich flexibel an das Milieu anpasst und so in Auseinandersetzung mit der Umwelt den konkreten Phänotyp entwickelt: »L'animal est un principe qui prend sa forme extérieure, ou, pour parler plus exactement, les différences de sa forme, dans les milieux où il est appelé à se développer. Les Espèces Zoologiques résultent de ces différences.«<sup>91</sup> Und hier erkannte Balzac, dass in dieser Hinsicht die Gesellschaft der Natur gleicht:<sup>92</sup> »La Société ne fait-elle pas de l'homme, suivant les milieux où son action se déploie, autant d'hommes différents qu'il y a de variétés en zoologie?« Balzac führte hier nichts weniger als den Milieu-Begriff, ausgehend von Saint-Hilaires Arbeit, in die Literaturwissenschaften ein.<sup>93</sup>

Balzac verfolgte nun die Hypothese, dass die verschiedenen Milieus, die eine Gesellschaft ausmachen, Menschentypen hervorbringen, so wie die Natur unterschiedliche zoologische Arten kreiert.<sup>94</sup> Die Unterschiede zwischen einem Soldaten, einem Arbeiter, einem Verwaltungsbeamten, einem Advokaten, einem Müßiggänger, einem Gelehrten, einem Staatsmann, einem Kaufmann, einem Seemann, einem Poeten, einem Priester, seien zwar schwieriger zu definieren, doch seien sie desgleichen umfassend wie die Unterschiede zwischen dem Wolf, dem Löwen, dem Esel, der Krähe, dem Hai, der Meerkuh, dem Schaf. Tatsächlich habe es schon immer ebenso viele soziale Gattungen gegeben wie zoologische Arten: »Il a donc existé, il existera donc de tout temps des Espèces Sociales comme il y a des Espèces Zoologiques.«<sup>95</sup>

Balzac stellte hier lediglich die Frage nach der Möglichkeit, eine zoologische Taxonomie für die Gesellschaft zu entwerfen; die Frage selbst zwar rhetorischer Art. Es ging ihm vor allem darum, eine Differenz zu markieren und darzulegen, weshalb die Übertragbarkeit der naturwissenschaftlichen Perspektive auf die Gesellschaft so nicht funktionieren kann. Die Natur habe der tierischen Variation Grenzen gesetzt, die die menschliche Gesellschaft nicht kenne. Leidenschaft und Intelligenz unterliefen stets die Statik sozialer Ordnung. Zudem habe das Tier weniger Mobiliar als der Mensch, könne also weniger eine Gesellschaft aufbauen. Entsprechend

91 Balzac 1912, S. XXV.

92 Ebd., S. XXV.

93 Seinen Ausgangspunkt hatte der Milieu-Begriff in der Mechanik Newtons als Bezeichnung des zwischen zwei Kräftezentren oder Körpern existierenden Fluiden. In Comtes 1851 erschienenem *Catéchisme positiviste* erscheint der Milieu-Begriff immer wieder, erbezieht sich explizit nicht nur auf Biologisches, sondern auch auf Umstände, innerhalb dessen ein bestimmtes Denken erscheint, siehe Comte 1891, S. 258, 298. Balzac, der wohl auch Comtes Diskussion kannte, hatte den Milieu-Begriff auf die Literatur übertragen, siehe dazu Bourdieu 1999, S. 29.

94 Balzac 1912, S. XXV.

95 Ebd., S. XXV.

auch kennen Tiere keine Künste und Wissenschaften, damit verbunden weder Ausdrucks- noch Gestaltungswillen, die wiederum den individuellen und gesellschaftlichen Zustand verändern, wohingegen das Tier sich selbst gleich bleibe.<sup>96</sup> Die Gewohnheiten, die Kleidung, die Worte, das Domizil eines Bankiers, eines Adeligen, eines Künstlers, eines Priesters oder eines Bettlers seien völlig verschieden und variierten je nach Zivilisation nachhaltig.

Doch der entscheidende Unterschied zwischen Natur und Gesellschaft lag für Balzac darin, dass in der Gesellschaft das Individuum nicht in einer definierbaren, statischen Art, analog den Tierarten, oder in einem Typus aufgeht, obgleich es verschiedene Arten oder Typen in der Gesellschaft gibt. Das singuläre Individuum steht in einem Spannungsverhältnis zu seinem Milieu und seiner Gattung, der es angehört. Implizit zeichne sich die gesellschaftliche Ordnung gerade dadurch aus, dass sich in ihr – in Folge der Auseinandersetzung der Menschen mit ihren Milieus – in einem Fort neue Typen, Arten bildeten, nicht nur von Menschen, sondern auch von Ereignissen:

»Non-seulement les hommes, mais encore les événements principaux de la vie, se forment par des types. Il y a des situations qui se représentent dans toutes les existences, des phases typiques, et c'est là l'une des exactitudes que j'ai le plus cherchées.«<sup>97</sup>

Die Frau fungiere nicht immer als Ehegattin eines Mannes. Mehr noch, in einer Ehe könnten ganz unterschiedliche Wesen zusammenleben, i.e. eine untypische Form bilden. Die Positionierung in einer sozialen Ordnung sei Zufällen unterworfen, die die Natur nicht kenne. Mehr noch: Der Zufall sei der beste Romancier überhaupt (»le hasard est le plus grand romancier du monde«<sup>98</sup>). Der Händler könne sich zum »Pair« von Paris aufschwingen, während der Adlige sich unversehens auf den niedrigsten sozialen Rang zurückgesetzt sähe. Die gesellschaftliche Logik überschreibe gleichsam die natürliche Ordnung und das individuelle Handeln wiederum die gesellschaftliche Logik,<sup>99</sup> was die Beschreibung der Gesellschaft unendlich verkompliziere, aber eben auch spannungsträchtiger mache.

Es sei nun keine leichte Aufgabe gewesen, die zwei- bis dreitausend Figuren, die er in seiner Epoche ausmache, nachzuzeichnen, mit Nomenklaturen zu versehen. Ohne Rahmen, ohne Galerien, hätte sich ein bloßes Chaos ergeben: »Ce nombre de figures, de caractères, cette multitude d'existences exigeaient des cadres, et, qu'on me pardonne cette expression, des galeries.«<sup>100</sup> Und diese Galerie von Figuren bildete eben die Gesell-

96 Balzac 1912, S. XXVII.

97 Ebd., S. XXXVI.

98 Ebd., S. XXXI.

99 Ebd., S. XXVII.

100 Ebd., S. XXXVI.

schaft als *unité de composition*. Um dieses ungeheure, umfassende Gesellschaftsgemälde fertigzustellen, genügte es also nicht, die Ordnungen der Typen und menschlichen Arten in Erzählungen und Nomenklaturen zu fassen. Vielmehr müsse gerade die Dynamik, der Widerstand der Individuen gegen diese Typisierungen und Einordnungen untersucht werden. Es ginge darum zu fragen, was in den Typen nicht aufgeht, was die Ausnahmeexistenzen (»existences d'exception«) hervorbrächte.<sup>101</sup>

Eine allumfassende Theorie der Gesellschaft zu entwickeln, ewige Gesetze des Sozialen zu suchen, erachtete er als vergebliches Unterfangen.<sup>102</sup> In diesem Auftauchen und Verschwinden von sozialen Arten, deren Grenzen von Individuen, getrieben aus Leidenschaften und Elend, immer wieder überwunden werden könnten, vermochte Balzac keine übergeordnete Logik oder keinen Sinn zu erkennen. Die Gesellschaft besäße Bewegungen, die sich nicht in verständliche Regeln fassen ließen: »Ainsi dépeinte, la Société devait porter avec elle la raison de son mouvement.«<sup>103</sup> Dahingehend verneinte er auch den Glauben an einen gesellschaftlichen Fortschritt, an eine übergeordnete Logik des Sozialen. Allenfalls der einzelne Mensch selbst könne seinen persönlichen Fortschrittsweg finden.<sup>104</sup>

Balzacs Programm zur Beschreibung der Gesellschaft besitzt hier eine Strukturähnlichkeit mit dem Unterfangen Merciers: Er zeichnet eine Ordnung des Sozialen, unterläuft sie mit seinen Erzählungen aber immer wieder. Es sind vielmehr die andere Seite der Ordnung, das Chaos des Zufalls, des Scheiterns, die Überwindung der Grenzen, die ihn interessieren. So gesehen lässt sich Balzacs Programm als ein Gegenprogramm zu den synthetisierenden, klassifizierenden und statischen Beschreibungen der Administration, der statistischen Wissenschaft und der Kriminologie lesen, als ein Gegenprogramm zur Konzeption der Gesellschaft als Systemraum. Er lehnte diese umfassende Blickweise des Staates nicht einfach ab, sondern nahm auf sie Bezug und travestizierte, unterlief, ironisierte ihre Aussagen. Und dieses Gegenprogramm stand den erwachenden theoretischen Programmen der Sozialwissenschaften entgegen, die dem utopischen Leuchtfener des Fortschritts, der Evolution folgten, so jenen Condorcets, Saint-Simons oder Comtes.<sup>105</sup> Aber auch der naturwissenschaftlich-statistisch

101 Ebd., S. XXXXVI f.

102 »... ne devais-je pas étudier les raisons ou la raison de ces effets sociaux, surprendre le sens caché dans cet immense assemblage de figures, de passions et d'événements. Enfin, après avoir cherché, je ne dis pas trouvé, cette raison, ce moteur social, ne fallait-il pas méditer sur les principes naturels et voir en quoi les Sociétés s'écartent ou se rapprochent de la règle éternelle, du vrai, du beau?«, ebd., S. XXIX.

103 Ebd., S. XXXIV.

104 »Je ne partage point la croyance à un progrès indéfini, quant aux Sociétés; je crois aux progrès de l'homme sur lui-même«, ebd., S. XXXIV.

105 Ich habe dies an anderer Stelle diskutiert, siehe Keller 2001b.

operierenden Quetelet'schen Vision einer Gesellschaft als Formation statistischer Regeln erteilte er eine Absage.

Lukács sieht dennoch eine Totalitätsvorstellung in Balzacs Entwurf der Gesellschaft, doch diese besteht in der Existenz eines Chaos der Figuren und Ereignisse, der Gestalten, die unversehens auftauchen und wieder verschwinden, alles in allem eine chaotische, dämonische Irrationalität. Kein Teil habe vom Ganzen aus gesehen eine wirkliche Notwendigkeit der Existenz: Es könnte fehlen und dem Ganzen würde nichts abgehen.<sup>106</sup> Aber dennoch ist die Ordnung real: Es bilden sich Typen und Milieus, die wieder vergehen, ohne dass ihre Konstellation einer übergeordneten Logik folgt.<sup>107</sup>

Die Frage der sozialen Identität, selbst des Namen stand entsprechend in einer solchen Konstellation beständig zur Disposition. Exemplarisch schildert Balzac dies am Falle der 1832 erstmals veröffentlichten Erzählung *Colonel Chabert*.<sup>108</sup> Er erzählt hier die Geschichte eines hoch dekorierten Offiziers der *grande armée*, der wesentlich zu den Siegen Napoleons beigetragen hat, aber seit der Schlacht von Eylau als gefallen gilt, obwohl er nur schwer verwundet ist. Nach guter Tradition wird sein Hab und Gut geplündert und sein Körper in ein Massengrab geworfen. Diesem Grab aber kann er nach einer Zeit der Bewusstlosigkeit, hier gleicht Balzacs Erzählung einer Schauergeschichte, entrinnen, indem er sich einen Weg durch die Toten nach oben gräbt, sich zu einem Bauernhof schleppt und für Monate gepflegt wird. Als schäbig gekleidete Gestalt mit einer Perücke aus Hundehaar und einem zerrissenen Mantel betritt er das Bureau des Anwalts Derville, der in verschiedenen Roman Balzacs auftaucht und in gewissem Sinne auch als dessen Spiegelbild gilt, und will seine verlorene Identität als glorreicher Colonel Napoleons wiedererlangen. Inzwischen hat seine Frau einen Grafen geheiratet, zwei Kinder mit ihm gezeugt und sich sein ganzes Vermögen angeeignet, auf Briefe antwortet sie nicht. Sein Haus ist längst verkauft und der Erneuerung von Paris zum Opfer gefallen. In seiner beinahe nackten, versehrten Leiblichkeit sucht er nun vergeblich seine Identität zu beweisen, aber seinen Gegenübern erscheint immer wieder nur als Betrüger. Schon bei seinem ersten Auftritt in der Kanzlei als Unbekannter rätseln die Schreiber über seinen möglichen Status, seine Herkunft können sie aber nicht sinnvoll deuten.

106 Lukács 1994, S. 96.

107 Für Stierle handelt es sich bei der sozialen Mobilität sogar um ein Leitthema bei Balzac: »Balzac großes Projekt ist ein Epos der sozialen Mobilität der Kräfte und der Kräftevernichtung«, siehe Stierle 1998, S. 506. Moretti erkennt darin einen zentralen Mythos der Großstadt des 19. Jahrhunderts, die extreme Instabilität der sozialen Positionen: »yesterday at the duchess', today at the usurer's«, Moretti 1983.

108 Balzac 1844.



Doch seine tiefe Narbe auf dem Schädel und sein gehobenes Auftreten lassen Derville vermuten, dass es sich tatsächlich um den Obersten handeln könnte, daher beginnt er ihn zu unterstützen. Doch der Identitätsnachweis stellt Probleme. Die Gattin hat kein Interesse, dass Chabert wieder auftaucht, ihm droht die Irrenanstalt, wenn er sich nicht überzeugend ausweisen kann. Ein von Derville vermittelter Vergleich lehnt die Gräfin ab, doch sie holt Chabert auf ihren Landsitz, spielt mit seiner Liebe, seinem Einfühlungsvermögen, versucht ihn dazu bringen, freiwillig auf seine Identität zu verzichten. Chabert durchschaut das strategische Spiel und ist über solche Niedertracht seiner ehemaligen Geliebten so aufgebracht, dass er aus Stolz und Ehre auf jeglichen Kontakt mit seiner ehemaligen Frau verzichtet, die er offenbar als Prostituierte von der Straße weg gehelicht hatte. Derville glaubt, Chabert hätte sich mit der Gräfin geeinigt. Eines Tages tritt der Anwalt im Palais de Justice zufällig in die Verhandlung eines Kriminalitätsfalls. Der Richter verurteilt einen Mann zu zwei Monaten Gefängnis wegen Vagabondage, danach sollte er in ein Asyl in Saint Denis eingeliefert werden, wohl für immer.<sup>109</sup> Er erkennt in dieser verurteilten Person unversehens Oberst Chabert, der sich jetzt Hyacinth nennt:

Le vieux soldat était calme, immobile, presque distrait. Malgré ses hailons malgré la misère empreinte sur sa physionomie elle déposait d'une noble fierté. Son regard avait une expression de stoïcisme qu'un magistrat n'aurait pas dû méconnaître; mais, dès qu'un homme tombe entre les mains de la justice il n'est plus qu'un être moral, une question de Droit ou de Fait, comme aux yeux des statisticiens il devient un chiffre.<sup>110</sup>

Chabert sitzt entrückt in dem Gerichtssaal, mit ruhiger, unbeweglicher, beinahe geistesabwesender Miene. Ungeachtet seiner zerrissenen Kleidung und des sichtbaren Elends, das sich in seine Gesichtszüge eingegraben hat, verraten diese noch Würde und Adel. Sein Blick ist der eines Stoikers. Balzac zeigt hier das Aufeinanderprallen eines Menschen mit der Systemlogik: Wie eine Person, die der unpersönlichen Maschinerie der Verwaltung und Justiz unterworfen wird, selbst auch entpersonalisiert wird (die deutsche Übersetzung verwendet hier tatsächlich das Wort: »anonymisiert«). Sobald ein Mensch in die Hände der Justiz fällt, ist er kein moralisches Wesen mehr,<sup>111</sup> sondern nur noch eine rechtliche Frage oder ein Tatbestand, eine bloße Chiffre wie für die Augen eines Statistikers. Als

109 Ebd., S. 55.

110 Ebd., S. 55 f.

111 Siehe die deutsche Übersetzung von Ernst Weiss aus dem Jahre 1977: »So ist es kein Mensch mehr, sondern eine anonyme Person, eine Tatbestandsfrage, eine Rechtsfrage«. Quelle: [gutenberg.spiegel.de/buch/oberst-chabert-4867/6](https://gutenberg.spiegel.de/buch/oberst-chabert-4867/6). Doch Balzac nennt den Anonymitätsbegriff in diesem Zusammenhang noch nicht.

Derville ihn später auf der Straße, wo er als Bettler sitzt, mit seinem Namen »Chabert« anspricht, antwortet er lediglich: »Pas Chabert! pas Chabert! Je me nomme Hyacinthe ... Je ne suis plus un homme, je suis le numéro 164, septième salle.«<sup>112</sup> Es gibt keinen Chabert mehr, er ist gar kein Mensch mehr, nur noch die Nummer 164, siebter Saal (im Altersasyl, in das er eingeliefert wurde). Die Erzählung zeichnet das Bild einer absoluten Hoffnungslosigkeit: Chabert ist verloren im Elend, die Gräfin und ihr Gatte, reüssieren in der Zeit der Restauration. Chabert verlässt angewidert die Hauptstadt für immer: »Paris me fait horreur.«<sup>113</sup>

Balzac ließ seine Erzählung in einer realistischen Welt spielen: Es gab etliche Offiziere der *Grande Armée*, die nach den verlorenen Kriegen Mühe hatten, ihre Bürgerrechte wieder zu erlangen. Doch die Erzählung zeigt eine neue gesellschaftliche Konstellation, die in der Form noch unbekannt war: Sie schildert das Funktionieren einer staatlichen Ordnung, die die Identität der Menschen festlegt und so über ihr Leben bestimmt. Es geht nicht mehr um die Personen »sans feux ni lieu«. Was Chabert geschieht, könnte sämtlichen »registrierten« Gesellschaftsmitgliedern geschehen. Chabert ist ein Findelkind, erreicht die höchste Ehre unter Napoleon, verliert Stand, Ehre, Namen und landet im Elend.<sup>114</sup> Die Gräfin wiederum, als ehemalige Prostituierte, erlebt einen beispiellosen Aufstieg ins Zentrum der französischen Gesellschaft, macht sich als Adelige einen Namen. Chabert, der aus bloßem Zufall aus der sozialen Ordnung gefallen ist, erscheint jenseits der offiziellen symbolischen Registrierung nur noch als groteske Figur, als Spukgestalt und hinsichtlich der Administration als bedeutungslose Chiffre. Selbst die Tatsache, dass ihn Derville unterstützt, ist dem Zufall geschuldet: Er hatte im Kasino eine größere Summe gewonnen, die er nun überhaupt zur Verfügung hat, um den mittellosen Chabert zu unterstützen.<sup>115</sup> Balzac denkt hier radikal singuläre Ereignisse in Bezug auf die bürokratische Effizienz einer sozialen Ordnung, die die Identität der Individuen bestimmt, festlegt, sichert. Der wahre Name ist die Schnittstelle des Authentischen; kann er nicht nachgewiesen werden, weil das Individuum sich aus den Ketten der Gesellschaft löst, wird es zum recht- und existenzlosen Subjekt. Was Balzac hier vorführte, ist schlicht die gesellschaftliche Produktion von Namenlosigkeit als Identitätslosigkeit: »je suis le numéro 164«.

Balzac nahm damit die offizielle symbolische Ordnung der französischen Gesellschaft auf, die Kategorien, ihre Art, die Individuen zu binden. Die staatliche Nomenklatur, die Ämter, das Recht bilden ein Milieu, in dem die Individuen aufgehen, mit denen sie sich auseinandersetzen müssen. Er ließ die Einzelwesen, die darin leben und nicht in dieser Ord-

112 Balzac 1844, S. 58.

113 Ebd., S. 60.

114 Ebd., S. 59.

115 Ebd., S. 18.

nung aufgehen, hervortreten. Er entwickelte aber eine eigentliche Methode, um sie zu beobachten: eine *Archäologie der Gesellschaft*, die aufgrund der kleinen, beobachtbaren Fragmente, der Singularitäten, ein umfassenderes Bild zu zeichnen vermag.<sup>116</sup>

Les événements de la vie humaine, soit publique, soit privée, sont si intimement liés à l'architecture, que la plupart des observateurs peuvent reconstruire les nations ou les individus dans toute la vérité de leurs habitudes d'après les restes de leurs monuments publics ou par l'examen de leurs reliques domestiques. *L'archéologie* est à la nature sociale ce que l'anatomie comparée est à la nature organisée. Une mosaïque révèle toute une société, comme un squelette d'ichthyosaure sous-entend toute une création. Départ et d'autre, tout se déduit, tout s'enchaîne. La cause fait deviner un effet, comme chaque effet permet de remonter à une cause.<sup>117</sup>

Balzac führte, über die Schilderung des jähen Auf- und Abstiegs, nicht nur die zeitlichen Bewegungen in die bislang dominante Schilderung statischer Gesellschaftszustände ein.<sup>118</sup> Er brachte auch die Bedeutung der kleinen Dinge zur Untersuchung der Gesellschaft ins Spiel, minutiös suchte der Beobachter im Konkreten, den Resten einer umfassenden »Architektur«, nach den kleinen Dingen, um über die vorhandenen Fragmente ein umfassendes Bild der Gesellschaft zu zeichnen, nachdem sie als Totalität gerade eben nicht (mehr) existierte. Es handelt sich bei Balzacs Programm um eine alternative Verschriftlichung des Sozialen jenseits der offiziellen Signatur, die gerade jene Elemente imaginiert, die in ihr nicht aufgehen, den Nomenklaturen widerstehen, oder denen der identitätsstiftende Name abhandengekommen ist. Aber dieses Spannungsfeld ergab sich *erst* vor dem Hintergrund einer Gesellschaft, die zusehends nach systemräumlicher Logik funktionierte, die in der statistischen Beschreibung ihren exemplarischen Ausdruck fand und der Balzac wohl gerade deshalb so ambivalent fasziniert gegenüberstand.

### *Kulturindustrielle Gegenbeschreibungen*

Zumindest ein Teil von Balzacs Werk lässt sich hier als exemplarische Gegenbeschreibung des Sozialen auffassen, die sich auf unmarkierte Zonen konzentriert, erzeugt von den offiziellen Klassifikations- und Registrationsweisen, von der offiziellen Sichtweise des Sozialen. Balzacs Schriften waren Bestandteil einer größeren Transformation der Markierung der Gesellschaft, die sich auch mit der zuvor diskutierten sich verändernden wissenschaftlichen, administrativen und publizistischen Kultur abzeichnete. Balzac war indessen gleichzeitig Teil einer am ökonomischen Markt ausgerichteten Literatur. Diese verkörperte selbst eine Welle der Verschrift-

116 Vgl. hierzu auch Strosetzki 1985, S. 34 f.

117 Balzac 1845, S. 308 f. Hervorhebung von mir.

118 Siehe Moretti 1983, S. 111, 118.

lichung der Gesellschaft und der literarischen Codierung des sozialen Raums, die sich gerade der etablierten Codierungsweisen entgegenstellte. Balzacs Arbeit war in eine Konstellation eingeschrieben, die sich zur Zeit der Restauration bildete, in welcher der Buchmarkt stagnierte. Demgegenüber florierte damals eine andere Form, jener der Zeitung, des Feuilletons, die aufgrund einer neuen Preispolitik für jene Menschen erschwinglich wurden,<sup>119</sup> die in Zeiten der erhöhten Alphabetisierung nach Lesestoff suchten.<sup>120</sup> Balzac war mit seinen ersten literarischen Versuchen gescheitert. Um sich dennoch eine selbständige Existenz zu schaffen, entschied er sich für die industrielle Literatur, die sich konsequent an das breitere Publikum, an die *culture moyenne* richtete.<sup>121</sup> Hierbei handelte es sich wie gesehen um ein neues ökonomisches Modell. Die Zeitungen finanzierten sich über Anzeigen. Sie zahlten Zeilenhonorare und ermöglichten gerade dadurch auch eine unabhängige Existenz der Kulturproduzenten jenseits des Mäzenatentums, um den Preis der Abhängigkeit vom Massenmarkt.<sup>122</sup>

Stefan Zweig schilderte diese Phase in seiner Balzac-Biografie im Kapitel mit dem Titel *Die Romanfabrik Horace St.-Aubin & Co.*<sup>123</sup> Anonym oder pseudonym bediente Balzac in einer atemberaubenden Produktionsgeschwindigkeit den aufsteigenden Massenmarkt mit Kolportagewerken auf Bestellung, mit »billiger Manufakturware jeder Stilart und Preislage«, wie Zweig ziemlich entsetzt bemerkte.<sup>124</sup> Jenseits des etablierten Romans, vornehmlich in den Zeitungen als Fortsetzungen gedruckt, entstand eine neue Form von Literatur, die *littérature industrielle*, wie sie Saint-Beuve nannte.<sup>125</sup> Sainte-Beuve beklagte, auch in direkter Adressierung an Balzac,<sup>126</sup> dass diese Form der Literatur nur für den finanziellen Gewinn geschrieben wurde. So determinierte die ökonomische Begehrlichkeit auch die stilistische Form selbst: Es gäbe Autoren, die bevorzugten Dialoge, weil sie im Satz viel freien weißen Platz ermöglichten, der nicht vollgeschrieben zu werden brauchte, um das Zeilenhonorar zu erheischen.<sup>127</sup>

Saint-Beuves Schrift steht exemplarisch für das, was sich als Dichotomisierung von höherer und niederer Literatur bezeichnen lässt.<sup>128</sup> Saint-Beuve zieht eine Grenze zwischen ehrenwerter und niederer Literatur für den Massengeschmack. Für Bourdieu entstand über den Abgrenzungs-

119 Siehe das Kapitel zur Anonymität in der Presse, die sich auf dieselbe Konstellation bezieht, siehe das Kapitel *Die Presse: Anonymität als Kriegsmaschine* auf Seite 214 dieser Untersuchung.

120 Bürger 1982, S. 244.

121 Bourdieu 1971, S. 88.

122 Bürger 1982, S. 246 f.

123 Zweig 1991, S. 56–73.

124 Ebd., S. 66.

125 Sainte-Beuve 1839.

126 Ebd., S. 690.

127 Ebd., S. 690. Siehe dazu auch Bürger 1982, S. 247.

128 Bürger, Bürger und Schulte-Sasse 1982.

kampf gegen diese Form der niederen Literatur eine Klasse von etablierten Intellektuellen und Schriftstellern, die ein Quasi-Monopol über die »Produktion« von Diskursen über die Gesellschaft verfügten,<sup>129</sup> die das legitim Sagbare festlegten. Doch die etablierten Intellektuellen hatten keineswegs ein Quasi-Monopol über die legitime Sichtweise, obwohl sie möglicherweise über die prestigereichsten Stimmen verfügten. Vielmehr lässt sich in der Beschreibung des Sozialen deutlich erkennen, dass auch die Massenliteratur Wahrnehmungen des Sozialen kreierte, die sich mit den etablierten Bildern kreuzten. Hierfür bietet Balzac ein gutes Beispiel, das sich gerade nicht eindeutig in der Dichotomie von hoher und niederer Literatur lokalisieren lässt.<sup>130</sup> Mehr noch, zur Produktion von legitimen Sichtweisen gehörten auch die erwachenden Sozialwissenschaften, vornehmlich die Statistik, wie dies im vorherigen Kapitel thematisiert wurde, die einer ganz anderen diskursiven Logik folgten.<sup>131</sup> Gerade indem sie das statistische Wissen aufnahm und verarbeitete, beeinflusste auch die *littérature industrielle* die Diskurse über die gesellschaftliche Welt offenkundig maßgeblich.

So »regnete« es nicht nur Statistiken zur Beschreibung der Gesellschaft, sondern es regnete auch sogenannte *Physiologien*,<sup>132</sup> eine neue Form der Beschreibung der Gesellschaft, die gerade aufgrund der technisch-ökonomischen Rahmenbedingungen, bedingt aber auch durch den politischen Kontext der Restauration, entstanden. Insofern war das parallele Auftreten dieser beiden »Beschreibungswellen« des Sozialen nicht zufällig. Vorweggenommen war ihre Logik schon bei Balzacs erwähntem, 1829 erstmals erschienenem *Physiologie du Mariage*.<sup>133</sup> Darin finden literarisch-typisierende Beschreibung und, wie gezeigt, statistische Exploration unter dem Titel *Physiologie* zusammen.<sup>134</sup> Während aber Balzac, wie oben gezeigt, seiner Arbeit einen wissenschaftlich reflektierten Hintergrund gab, sich jeder festgelegten Repräsentation widersetzte, wurde bei den üblichen Physiologien die Klassifikation, die Typisierung selbst zum Selbstzweck, zum ironischen Gestus, der zugleich über den Zustand der Selbstbeschreibung der damaligen Gesellschaft reflektierte, indem er auf neue unmarkierte Zonen des Sozialen verwies.

Schon Walter Benjamin hatte auf die Bedeutung der Physiologien aufmerksam gemacht.<sup>135</sup> Sie eröffneten eine bestimmte Sicht auf das Soziale, das augenscheinlich ein Modell für spätere Nomenklaturen des Sozial-

129 Bourdieu 1999, S. 97.

130 Bürger, Bürger und Schulte-Sasse 1982.

131 Siehe dazu Wagner 1991 sowie Raphael 1996.

132 »L'engouement pour la quantification devient même une mode: il pleut des statistiques ... comme il fleurit des ›physiologies‹«, Perrot 1987, S. 125.

133 Balzac 1846.

134 Ebd.

135 Benjamin 1991a, S. 537–542.

len bildete, wie sie etwa die phänomenologisch operierenden Sozialwissenschaften liefern. Die Physiologien erschienen als kleine Hefte oder im neu entstehenden Feuilleton der Presse. Sie schlossen einerseits an moralisierende Schriften des 18. Jahrhunderts an, bezogen sich aber über ihre Selbstbezeichnung auch auf die medizinische, naturwissenschaftliche Untersuchung der *Physis* von Lebewesen.<sup>136</sup> Mit den Physiologien entstand eine ganz neue Textgattung. Sie folgten einem einheitlichen Programm: Es ging darum, die Menschen und ihre Situationen, aber auch die Institutionen zu schildern, und zwar dergestalt, dass die Schilderung mehr als nur einen Einzelfall stimmig erfasste – das heißt, es ging um Typisierung. Diese Hefte waren gleichzeitig geschmückt mit Karikaturen der dargestellten Typen (Vignetten). Zwischen 1840 und 1842 wurden rund 120 Physiologien dieser Art publiziert.<sup>137</sup> Die Auflagenzahlen eines einzelnen Hefts erreichten bis zu 10'000 Exemplare. Alleine der Verlag Aubert et Desloges setzte zwischen 1840 und 1842 133'000 Exemplare ab.<sup>138</sup> Es erschienen Physiologien der Handelsreisenden, der Schriftsteller und Künstler, der Kinder, der Kaufhausangestellten, der Barbieri, des Flaneurs, des entfremdeten Menschen, der Liebenden, der Engländer in Paris und der Pariser in der Provinz, Physiologien der Juristen, der ehrbaren Dame aber auch der Pariser Cafés, der Kunstmärkte, der Bälle in Paris, und nicht zuletzt gab es eine Physiologie der Physiologien selbst (physiologie des physiologies).<sup>139</sup> In gewissem Sinne handelte es sich um eine industrielle Serialisierung eines Programms, das mit den neuen ethnografischen Beobachtern der Städte, mit Restif und Mercier ihren Anfang gefunden hatte.

Benjamin sah diese Publikationsform als neue Gattung, er nannte sie panoramische Literatur, entstanden aus dem Druck der Kommerzialisierung, bestimmt für den Massenmarkt, produziert für den »Straßenverschleiß«.<sup>140</sup> Gerade weil sich Physiologien nicht als Kunstform zelebrierten, sondern für den »Durchschnittsmensch« geschrieben wurden,<sup>141</sup> sagten sie aber auch etwas aus über die Art der Aufmerksamkeitsstruktur der breiteren Bevölkerung, die sich diese Heftchen leistete oder in den Feuilletons der neuen Massenpresse konsumierte. Insofern ist es aufschlussreich, die Programmatik hinter diesen Heften genauer zu betrachten. Gerade ihr massenhafter Absatz weist auf die Attraktivität des vermittelten Wissens hin.

Exemplarisch lässt sich die *Physiologie de l'Omnibus* heranziehen, eine in jeder Hinsicht typischen Physiologie. Es gibt darin eine zentrale Kari-

136 Zur Begriffsgeschichte und Herkunft siehe Strosetzki 1985, S. 5–8, sowie Preiss 1999, S. 19–25.

137 Sieburth 1985, S. 39.

138 Tableau II Preiss 1999, S. 148.

139 *Physiologie des physiologies* 1841.

140 Benjamin 1991a, S. 537.

141 Bourdieu 1971.



Abbildung 37: *Physiologie de l'omnibus*: Eine Stichprobe der Gesellschaft.  
Quelle: Gourdon 1841–1842.

katur (vgl. die Abbildung 37) und viele Dialoge.<sup>142</sup> Der Herausgeber der Reihe sagt, dass das Büchlein leichtfüßig geschrieben sei und mit Freuden gelesen werden könne. Es habe sich gezeigt, dass die Integration von Bildern gefiele, weshalb auch diese Physiologie illustriert sei.<sup>143</sup> Es ließe sich an allen *Bureau d'Omnibus* erstehen. Was aber wird beschrieben? Es geht nicht um Einzelphänomene, sondern um eine Beschreibung der Gesellschaft selbst, wie etwa in dem Abschnitt *L'omnibus et la société* kenntlich wird:

Je cherche une personnification de la société, je la trouve entière, vraie et juste, avec ses anachronismes, ses non-sens, son crétinisme, sa sottise et son amour-propre, dans l'omnibus. L'omnibus est un échantillon d'autant plus fidèle qu'il varie sans cesse. C'est un miroir où toutes les silhouettes, grandes et petites, sombres et bouffonnes, viennent se décalquer, où le ridicule et ses mille nuances se montrent de grandeur naturelle, de pied an cap. Tout le monde passe par l'omnibus; faire l'histoire de l'omnibus, c'est faire l'histoire de la société.<sup>144</sup>

Oder anders ausgedrückt: Es geht um die Repräsentation von Gesellschaft schlechthin, vermittelt über die zufälligen Passanten, die sich im Omnibus sammeln. Ungeachtet des leichten Tonfalls ist die Form der Argumentation selbst bemerkenswert: Hier wird das Konzept einer Stichprobe zur Beschreibung der Gesellschaft entwickelt, das heutigen Vorstellungen von

142 Gourdon 1841–1842.

143 Ebd., S. 5–6.

144 Ebd., S. 95.

Repräsentativität erstaunlich nahekommt,<sup>145</sup> aber damals so schlicht noch nicht existierte. Der Omnibus ist eine repräsentative Stichprobe (échantillon) dessen, was in der Gesellschaft existiert und damit eine Personifikation der Gesellschaft selbst. Darüber hinaus ist er auch ein Spiegel der Gesellschaft, denn alle benutzen einen Omnibus. Eine Geschichte des Omnibusses zu schreiben, bedeute eine Geschichte der Gesellschaft zu beschreiben. Gesellschaft ist in diesem Blickwinkel etwas, das keiner bewussten Inszenierung folgt; sie äußert sich nicht in den Palästen, in den Parlamenten, an den Festlichkeiten, sondern ergibt sich schlicht zufällig ohne weiteren Sinn, erzeugt durch ein gleichmachendes Vehikel, den Omnibus, der die sich unbekanntem Leute nach dem Zufallsprinzip sammelt. Die Darstellung lässt sich also letztlich als zutiefst republikanisch bezeichnen.

Das Konzept der Gesellschaftsbeschreibung, sei es über die Typisierung sozialer Erscheinungen, über die ironisierende Dekonstruktion bestehender Repräsentationen oder aber als Service zuhanden eines Markbedürfnisses, wird auch in der gleichsam »meta-theoretischen« Schrift *Physiologie des Physiologies* deutlich. Nach einer launischen Einführung zur Entdeckung der Physiologien, in die Welt gebracht ob des Überdrusses eines literarischen Genies, immer nur Meisterwerke verfassen zu müssen, werden die Aufgaben der Physiologien beschrieben, die Balzacs Programm der *Comédie Humaine* erstaunlich nahekommen. Auch existiert eine Referenz zur Naturgeschichte: »Il était réservé aux physiologistes de découvrir une à une les différentes variétés de l'espèce humaine, au nombre desquelles nous mettrons d'abord.«<sup>146</sup> Es sei den Physiologien überlassen, sukzessive die verschiedenen existierenden Arten der »espèce humaine« aufzudecken und zu benennen. Und weiter: »Grâce à ces petits livres, pétris de science et d'esprit, l'homme sera mieux classé, mieux divisé, mieux subdivisé que les animaux ses confrères.«<sup>147</sup> Dank diesen kleinen Büchern, geronnen aus Wissenschaft und Intellekt, sei der Mensch besser klassifiziert, besser unterschieden, besser unterteilt als alle anderen seiner Mitgeschöpfe.

Benjamin belegte die Physiologien mit dem Stigma des Massengeschmacks.<sup>148</sup> Sie erschienen ihm als inhaltlich irrelevante, kleinbürgerliche Literatur. Nirgendwo hätten die Physiologien den »beschränktesten Horizont« überschritten, sie seien verfasst von mit »Selbstbeobachtung« ausgestatteten »Spießern.«<sup>149</sup> Es ist die Literatur des »bornierten Stadt-

145 Kruskal und Mosteller 1980.

146 *Physiologie des physiologies* 1841, S. 18.

147 Ebd., S. 19.

148 Siehe hierzu wiederum die erwähnten Arbeiten von Bourdieu 1971 und von Bürger 1982. Eine feinzisierte literarische Analyse zeigt indes anderes, nämlich ein komplexes intertextuelles Spiel, gleichsam das, was später eine Mehrfachcodierung genannt wird, siehe dazu Preiss 1999, S. 121 ff.

149 Benjamin 1991a, S. 537.



tiers«. <sup>150</sup> Für Benjamin erschienen die Physiologien durchdrungen von der *Harmlosigkeit* des kleinbürgerlichen Lebens, <sup>151</sup> wie in der Schilderung des fröhlichen Lebens der Arbeiter zum Ausdruck kommt. <sup>152</sup> Sie boten eine gefällige Oberfläche zur harten Realität in Zeiten des ungehemmten Kapitalismus, indem sie alle Phänomene in eine gefällige Lesbarkeit fassen, die das Leben vorhersehbar erscheinen ließ, so Siebarth, der darin Walter Benjamins Einschätzung folgt: »complètement prévisible, complètement interprétable de signes ou de marques qui supprime toute altérité (sociale)«. <sup>153</sup>

Freilich, auch wenn die Schriften als leicht und humorvoll erscheinen, so zeigt sich diese Harmlosigkeit in einem neuen Licht, wenn der gesellschaftspolitische Kontext der Publikationen berücksichtigt wird. Selbst Benjamin erwähnte, dass das Entstehen der Physiologien sich nicht unabhängig von einer verschärften Zensur verstehen lasse. <sup>154</sup> Er bezog sich dabei auf das Werk von Edouard Fuchs, das die Geschichte der Karikatur darstellt, <sup>155</sup> doch sollten, so Benjamin, ähnliche Verhältnisse auch für literarische Autoren gelten haben. <sup>156</sup> Unter den Bedingungen der Restauration, initiiert vom Bürgerkönig Louis-Philipps, der zu einer besonderen Zielscheibe der Karikaturisten wurde, erging Mitte der 1830er-Jahre eine Verschärfung der Zensurregelungen nach der anderen, sodass der »unabhängigen Presse der Lebensnerv abgeschnitten« wurde. <sup>157</sup> Ökonomisch und politisch wurde ein ganzes Heer von Zeichnern und Autoren »politisch völlig außer Gefecht gesetzt« und in ein neues »Operationsfeld« gedrängt. <sup>158</sup> Die physiologischen Beschreibungen des Alltags konnten zwar nicht mehr direkt politische Belange adressieren, aber die Geschichte des Abdrängens des Politischen wurde sehr wohl dargestellt und erwähnt, oft auch nur verklausuliert.

Die ästhetische Verharmlosung, die ihnen unterstellt wurde, erweist sich bei genauerer Betrachtung als zutiefst doppelbödig. Dies hat auch Fuchs festgestellt. Es blieb unter dem politischen Druck und der Vorgeschichte der Zeichner (und Autoren) für diese schlicht nichts anderes übrig, als sich den Mantel des Harmlosen überzustreifen, die Erzeugnisse sind bei »aller Harmlosigkeit unendlich satirischer und zerstörender, als auf den ersten Blick den Anschein hat«, schreibt Fuchs. <sup>159</sup> Es ist nicht selten, so Preis in ihrer Untersuchung zum Genre, dass man in den Physio-

150 Ebd., S. 540.

151 Ebd., S. 538.

152 Ebd., S. 540.

153 Sieburth 1985, S. 51.

154 Benjamin 1991a, S. 538.

155 Fuchs 1904.

156 Benjamin 1991a, S. 538.

157 Fuchs 1904, S. 351.

158 Ebd., S. 363.

159 Ebd., S. 354.

logien auf kleine weiße Kästchen (*encadrés*) trifft, mit dem Vermerk, dass deren Inhalt durch die Zensur entfernt worden sei.<sup>160</sup> Auch auf andere Weise wurde auf die Bedeutung der Zensur hingewiesen, teils mit Anspielungen, was mit politischen Gefangen jenseits des Justizpalasts geschieht (sie werden gefoltert),<sup>161</sup> teils mit direkten Anspielungen wie: »En général, il aime le roi // portrait supprimé // N'a-t-il pas bien raison.«<sup>162</sup>

Offenbar hatten zahlreiche der »Physiologistes« das politische Schicksal der Zensur keineswegs vergessen, die unterstellte Harmlosigkeit war scheinbar, sie diente vielmehr als Medium, um weiterhin Kritik zu äußern.<sup>163</sup> Doch unter einem Blick, der sich scheinbar vom direkt Politischen abwendete, gewann nun alles andere an Wert und Beachtung, der Alltag, das harmlose Ereignis, das Privatleben wurde beschrieben, gezeichnet, ironisiert, karikiert<sup>164</sup> und zwar auf eine unmittelbare und direkte Weise: »Le Paris des physiologies, est un univers si codifié, si profondément textualisé qu'il en devient complètement dépourvu d'ambiguïté ou d'énigme (à la différence de l'univers balzacien)«.<sup>165</sup> Es handelte sich, bei aller scheinbaren »Harmlosigkeit« der Physiologen,<sup>166</sup> um eine umfassende Konfiguration von neuem Wissen:<sup>167</sup> Physiologien boten eine Codierung des Sozialen, eine symbolische und visuelle Darstellung des alltäglichen Lebens in noch nie gesehener Form. Die scheinbare Oberflächlichkeit signalisierte gerade die Produktion einer neuen Oberfläche des Sozialen, die es zu einer neuen Form der Sichtbarkeit, Erzählbarkeit oder sogar »Diskursivierbarkeit« erhob.<sup>168</sup>

Dabei bedienten sich die Physiologien einer Travestie der Formen, aufgrund deren paradoxerweise gerade die Bevölkerung geordnet, symbolisiert, klassifiziert wurde; sie schritten damit zu einer eigentlichen Gegen-

160 Preiss 1999, S. 200.

161 Ebd., S. 205.

162 Ebd., S. 201.

163 Ein Beispiel ist die *Physiologie de la Poire*. Louis-Philippe wurde von den Karikaturisten oft als Birne dargestellt, siehe Fuchs 1904, S. 332 ff. So erweist sich die Physiologie der Birne als willkommene kaschierte Kritik am Bürgerkönig. Vgl. zu diesem Beispiel Preiss 1999, S. 207.

164 Fuchs 1904, S. 362.

165 Sieburth 1985, S. 51.

166 Benjamin 1991a, S. 539–540.

167 Angesichts der Bedeutung einer neuen Wissensform, die hier auftaucht, rät Martina Lauster gerade zu einer kritischen Reflexion von Benjamins Ausführungen, der die Physiologien nur als eine Form der minderwertigen, marktorientierten und damit belanglosen literarischen Form betrachtete, siehe Lauster 2007, S. 3–9. Siehe dazu O'Neil-Henry 2016, S. 173. In der Tat ist Benjamins Diskussion der Physiologien ohnehin nur relativ knapp.

168 Sieburth drückt sich wie folgt aus: »Physiologies, c'est l'idée de la mise sous surveillance de l'ensemble du corps social. Comme l'écrit Nerval à l'époque des Français peints par eux-mêmes : »... c'est mille mains et mille regards qui voient et qui écrivent à toute heure«<sup>168</sup>, Sieburth 1985, S. 23.

beschreibung zur offiziellen symbolischen Ordnung der Bevölkerung. Die Mittel der symbolischen Klassifikation wurden übernommen, ironisiert und damit auch ihre Aussagekraft unterminiert, um gleichzeitig die Macht der Beschreibung und Benennung durch die sozialen und politischen Institutionen zu relativieren, um die Beschreibung des Lebens selbst wieder in die Hand zu nehmen. Die Physiologien hatten damit auch einen enzyklopädischen Anspruch; sie wollten eine andere, neue Beschreibungsform der Gesellschaft liefern. Eines der ersten Projekte, unter dem Titel *Le Livre des Cent-et-un*, erschien zwischen 1831 und 1834 in nicht weniger als fünfzehn Bänden. Wie der Titel schon behauptete, handelte es sich nicht um das Werk eines einzelnen Autors, sondern um ein Kollektivwerk. Es bildete die erste und zugleich wohl umfangreichste Zusammenstellung von Texten unterschiedlichster Autoren über die Hauptstadt.<sup>169</sup> Die Autoren und Herausgeber waren sich dieser Neuartigkeit durchaus bewusst, sie schlossen sich aber auch explizit an Merciers Werk an. Sie wollten das liefern, was Mercier für seine Zeit getan habe, obgleich Paris nicht mehr so rau und wild erscheine wie zur Zeit Merciers.<sup>170</sup> Es sei ein neuartiges Projekt, so noch nie gesehen. Neu aufgrund des Gegenstandes, neu auch durch die Form und neu vor allem über die Form der Komposition.<sup>171</sup> Kein Name werde in dieser Enzyklopädie fehlen, der irgendwie Aufmerksamkeit erregt habe.<sup>172</sup> Doch was mit »Name« gemeint war, waren nicht die großen Namen, auch hier zeigte sich ein republikanischer Impetus: »Il y aura beaucoup de noms propres dans l'histoire du *Paris* moderne, par la raison toute naturelle que *Paris* est plein de noms propres«.<sup>173</sup>

Die Texte sollten entsprechend allen Ansprüchen genügen, literarisch wertvoll und zugleich ökonomisch erfolgreich sein.<sup>174</sup> Gerade für dieses Projekt, hinter dem der bedeutende Verleger Ladvoat stand, erwies sich als ökonomisch attraktiv für Text- und Kunstproduzenten, denen über die Zensur der ökonomische Boden und die Publikationsmöglichkeit entzogen war.<sup>175</sup> Ladvoat sammelte literarische Leuchttürme wie Chateaubriand, Lamartine oder Hugo, um seinem literarischen Projekt den gewünschten Status zu verleihen.<sup>176</sup> Dazu gesellten sich unzählige Autoren von geringem Rang, die Debütanten, Journalisten, die Verkannten und

169 Parmentier 2014, S. 82.

170 Ladvoat 1831, S. VI.

171 Ebd., S. IX.

172 Ebd., S. VII f.

173 Ebd., S. VIII f.

174 Parmentier 2014, S. 75. Für Parmentier steht die Gattung vor der Ausdifferenzierung von hoher und tiefer, rein kommerziell ausgerichteter Literatur. Dahingehend folgt Parmentier Bürgers Einschätzung, dass zu dieser Zeit die Grenze zwischen ökonomisch orientiertem Massenmarkt und hoher Literatur sich erst herauszubilden begann, siehe Bürger 1982.

175 Parmentier 2014, S. 83.

176 Ebd., S. 83.

Unbekannten (foetus littéraire), die in das Projekt drängten, gerade weil bedeutende Schriftsteller darin vertreten waren.<sup>177</sup> Das Projekt versprach, kein Blatt vor den Mund zu nehmen: »On ne redoutera pas, dans cette confluence d'écrits partis de tant de mains, le choc orageux des opinions hostiles«, hieß es. Der explizite Verweis auf die Bedeutung der Meinungen und auf ihre Verletzlichkeit zeigt die Situation der Zensur, innerhalb derer die Texte verfasst wurden: »Chaque opinion s'y révélera sans doute, car l'opinion est une des expressions ineffaçables d'un caractère d'homme; elle descendra nue dans l'arène, mais elle y descendra désarmée«. <sup>178</sup>

Noch deutlicher trat der größere politische und diskursive Kontext in der späteren Sammlung *Les français peints par eux-mêmes: encyclopédie morale du dix-neuvième siècle* hervor, herausgegeben von einem anderen bedeutenden Éditeur der Zeit, Léon Durmier.<sup>179</sup> Die auf mehrere Bände angelegte »Enzyklopädie« versammelte erneut große Namen der Literatur (u.a. Balzac), wie auch berühmte Illustratoren (Honoré Daumier), um sie desgleichen mit Texten unbekannter Autoren zu verbinden und so ein Gesamtwerk zu schaffen. Doch im Gegensatz zum *Livre des cent-et-un* war hier nunmehr die Programmatik deutlich erkennbar, sowohl politisch wie erkenntnislogisch. Schon alleine der Titel wies nun auf die Idee eines umfassenden Wissens hin, mit dem sich die Bevölkerung selbst konstituierte: die französische Bevölkerung im Selbstbildnis (»peints par eux-mêmes«). Die Vignette des Buchs (vgl. die Abbildung 38) unterstrich diesen Impetus. Zu sehen sind darauf Leute, Männer, Frauen, Jugendliche, die augenscheinlich auf einer Straße zusammenstehen. Eine der Personen erhebt sich und hängt an die Wand ein Plakat, »Les Français peints par eux-mêmes«. Das Bild erinnert an eine Protestaktion. Hier erhebt sich eine Stimme der Straße, verleiht sich selbst Ausdruck, nicht nur als genügsame Beschreibung, sondern *gegen* etwas, und das kann nur sein: gegen die Fremdbeschreibung, die die Bevölkerung ins Kleinste ordnete und klassifizierte, gegen die Fremdbeobachtung durch die Behörden, wie sie exemplarisch in der Eröffnungssequenz von Balzacs *Le peau de chagrin* zum Ausdruck kommt (vgl. die Seite 450). Der Ausdruck »Enzyklopédie« rief dabei Diderots geschichtsträchtiges Werk in Erinnerung, das nun in die Hände des Volkes selbst übergehen, von ihm selbst verfasst werden sollte und nicht von einer vergleichsweise homogenen Kaste der »Intellektuellen«, die Bourdieu zu dieser Zeit erkannt hatte.<sup>180</sup>

Auch hier war der republikanische Impetus unverkennbar. Denn die Autoren sahen sich als Teil der Bevölkerung selbst, so das Versprechen, ihre Perspektive entsprach jener anderer Gesellschaftsmitglieder, so die

177 Parmentier 2014, S. 84.

178 *Ladocat* 1831, S. VIII.

179 Siehe zur Darstellung des Werks und seiner Produktionsbedingungen den Text von Le Men 1993.

180 Bourdieu 1999, S. 97.

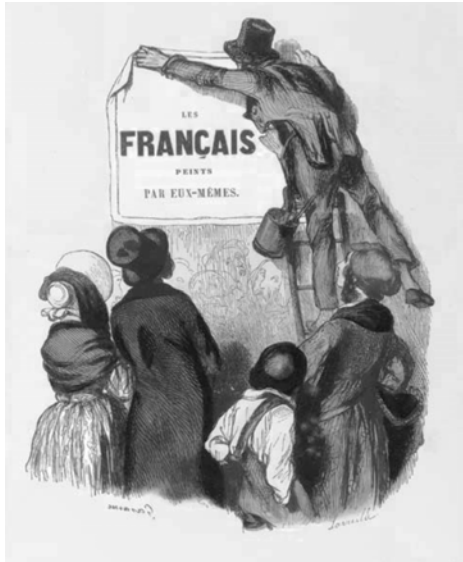


Abbildung 38: *Les Français peints par eux-mêmes*: Frontispiz.  
Quelle: Curmer 1840–1842.

Proklamation. Dies bedeutete auch, es gab kein privilegiertes Wissen eines literarischen Genies. Was Mercier, noch als singulärer Beobachter, unter Multitude der Bevölkerung aufgefasst hatte, wurde nun auch zu einer Multitude der Stimmen und Perspektiven, und dies durchaus programmatisch, wie Jules Janin, ein Initiant des Projekts, Journalist und späteres Mitglied der Académie Française ausführte:<sup>181</sup>

D'où il suit que plus la société française s'est trouvée divisée, et plus l'étude des mœurs est devenue difficile. Ce grand royaume a été tranché en autant de petites républiques, dont chacune a ses lois, ses usages, ses jargons, ses héros, ses opinions politiques à défaut de croyances religieuses, ses ambitions, ses défauts et ses amours. ... Maintenant comment donc le même moraliste, le même écrivain de mœurs, pourrait-il pénétrer dans toutes ces régions lointaines dont il ne connaît ni les routes, ni la langue, ni la coutume? ... Il est donc nécessaire que celle longue tâche de l'étude des mœurs se divise et se subdivise à l'infini, que chacune de ces régions lointaines choisisse un historien dans son propre lieu.<sup>182</sup>

Der Autor ging von einem heillos fragmentierten Frankreich aus. Je heterogener Frankreich geworden sei, umso schwieriger werde auch das Studium der Sitten und Gebräuche. Frankreich, dieses große Königreich, habe

181 Quelle: [www.academie-francaise.fr/les-immortels/jules-janin?fauteuil=28&election=07-04-1870](http://www.academie-francaise.fr/les-immortels/jules-janin?fauteuil=28&election=07-04-1870).

182 Janin 1840–1842, S. IX.

sich in unzählige Republiken aufgeteilt, von denen jede einzelne seine eigenen Gesetze, eigenen Gebräuche, eigene Sprache und eigene Helden habe, in der sich auch die politischen Einstellungen unterscheiden, der religiöse Glaube, die Ambitionen, Vorlieben, aber auch die Fehler. Wie könne nun derselbe Beobachter, Schriftsteller oder Wissenschaftler die unterschiedlichsten Regionen und Provinzen noch erreichen, die unterschiedlichsten Dialekte, Sprachen, Sitten, Charakter noch erkennen? Angesichts dieser Vielfalt könne es gar nicht anders sein, als dass zur Arbeitsteilung der Erforschung und des Beschreibens geschritten werde. Jede Region müsse ihren eigenen Historiker wählen, der die Verhältnisse beschreibe. Die Situation sei nun grundsätzlich anders als zu der Zeit, als es in Frankreich nur den Hof und die Stadt gab. Doch heute lebe man in einer *großen Gesellschaft*, nichts mehr existiere innerhalb seiner natürlichen Grenzen, alle Elemente erschienen wie zufällig durcheinander gewürfelt, erzeugten Dramen und Komödien der verschiedensten Art, die nur darauf warten, von einem scharfsinnigen Beobachter erfasst zu werden.

Mit anderen Worten gesagt, konfrontiert mit der Realität einer großen, differenzierten Gesellschaft, reichte die Perspektive eines Einzelnen nicht mehr aus, diese Vielheit zu erfassen und zu beschreiben. Nach acht Ausgaben konnte der Herausgeber Léon Curmer schließen: »Toutes les classes de la société ont été explorées, les salons les plus élégants, les bouges les plus honteux, les plus nobles sentiments de nationalité, les plus sales instincts du vice ... tout a été sondé avec la patience et la résignation de l'opérateur, qui conduit d'une main sûr le scalpel à travers les tissus gangrenés de la plaie qui va être dénudée, mais que toute la science du praticien ne guérira pas.«.<sup>183</sup>

Das Projekt vergegenständlichte oberflächlich gesehen das, was sich aus heutiger Perspektive als eine »Socioanalyse collective« bezeichnen ließe.<sup>184</sup> Es ging darum, die Realität präzise zu beschreiben, die Dinge wieder bei ihren Namen zu nennen. Das Projekt hatte den Anspruch einer Totalbeschreibung, die das Reale wie unter einer »Laterna Magica« zum Erscheinen brachte und vor dem Auge des Betrachters vorbeiziehen ließ: »Dans cette lanterne magique, où nous nous passons en revue les uns et les autres, rien ne sera oublié, pas même d'allumer la lanterne; en un mot, rien ne manquera à cette œuvre complète.«.<sup>185</sup> Im Gegensatz zur Verwaltung und zur Moralstatistik, die sich der systematischen Ordnung und Vermessung der Bevölkerung widmeten, also eine systemräumliche Perspektive etablierten, orientierten sich die Physiologien stark an der Wahrnehmung der Leute, i.e. auch am Markt des Lesepublikums. Sie wollten die Wahr-

183 Curmer 1842a, S. 457.

184 Stiénon 2012, S. 272.

185 Janin 1840–1842, S. XVI.

nehmung der Gesellschaft innerhalb der Gesellschaft selbst aufnehmen<sup>186</sup> und in Form setzen: »Il faut bien toujours que les écrivains d'une époque rendent au publié ce que le public leur a prêté, et l'écrivain n'est jamais si heureux –, et si populaire que lorsque le public lui a beaucoup demandé, et lorsqu'il lui a beaucoup rendu.«<sup>187</sup> Diese Beschreibungsweise nahm indes das vom Staat und der Wissenschaft produzierte Wissen auf und verwob es mit der Wahrnehmung und der Sprache der Leute selbst. Nathalie Preiss spricht hier von einer eigentlichen »Osmose« (véritable osmose) zwischen gesellschaftlichem Wissen, Literatur und alltäglichem Leben, die sich in den Physiologien ausdrückten.<sup>188</sup>

Mit Merciers Bild des Schachspiels ausgedrückt: Bei den Physiologues handelte es sich um Spieler, die Hinweise von den Beobachtern aufnehmen und in ihr Spiel integrierten. Wissenschaftliche, moralstatistische und administrative Klassifikationsweisen und Statistiken wurden »aufgesogen« und in das Textgewebe eingebunden, sie wurden dem Systemraum entnommen, umgedeutet und in eine andere Wirklichkeit eingebaut. Sieburth verweist hier auf eine exemplarische Stelle in einem Text von Balzac über den Typus des Rentiers,<sup>189</sup> der auch als gesonderte Physiologie erschienen ist und zugleich den ersten Band der Serie *Les Français peints par eux-mêmes* eröffnete. Balzac beschrieb den Rentier wie ein fremdartiges Wesen der Fauna, nahm also gerade die erwähnte Inkommensurabilität der naturwissenschaftlichen Klassifikation mit der Welt des Sozialen als Anlass, einen ironischen Effekt zu erzielen. »RENTIER: Anthropomorphe selon Linné. Mammifère selon Cuvier. Genre de l'Ordre des Parisiens, Famille des Actionnaires, Tribu des Ganaches, le *Civis inermis* des anciens, dévout par l'abbé Terray.«<sup>190</sup> Hier imitierte er die naturwissenschaftliche Klassifikationsweise und trieb sie in der Anwendung auf das Soziale auf die ironische Spitze, dennoch vermittelte und formte er damit die Evidenz, dass hier Leute alleine von den Ausschüttungen der Sociétés Anonymes leben konnten, ohne viel für die erhaltene Rente zu tun. Die enge Verbindung zwischen physiologischer Typisierung und den Prozeduren der kriminologischen Identifikation und Registrierung wurden genau beobachtet, so Sieburth,<sup>191</sup> aber eher ironisch geschildert. Einerseits blickte man den neuen Möglichkeiten der Verbrecherfahndung über Foto-

186 So lässt sich auch die Verwendung der populären Karikaturen und die Suche nach alltäglichen Sprachwendungen und Ausdrucksweisen erklären. Siehe den Abschnitt *Les Physiologistes à l'écoute du langage populaire* in Preiss 1999, S. 141 ff.

187 Janin 1840–1842, S. III.

188 Preiss 1999, S. 121.

189 Sieburth 1985, S. 46.

190 Balzac 1861, S. 3.

191 Sieburth 1985, S. 59.

grafien durchaus erwartungsvoll entgegen.<sup>192</sup> Andererseits wurde die Suche nach Verbrechern über kriminologische »Portraits parlés« als vergeblich betrachtet, eher belustigt zur Kenntnis genommen: »Il y a dans notre belle France 10 à 12 millions de bouches moyennes et de nez idem, et il serait fort difficile de les reconnaître et de les appliquer à la figure qu' ils illustrent«.<sup>193</sup> Desgleichen wurde die Identitätsprüfung einer Person mittels Pass ironisiert, den verzweifelten Gendarme verbliebe nichts anderes, als die Leute einzuladen, sich im Pass selbst zu erkennen und ihre Identität zu bestätigen.<sup>194</sup> So erzeugten die physiologischen Schilderungen nicht nur einen respektlosen Kommentar über die Praktiken der Polizei, sondern auch das Signal an die Öffentlichkeit, dass die Überwachungspraktiken der Identität selbst beobachtet, registriert und reflektiert wurden, und vor allem: nicht perfekt funktionierten.

Gleiches galt für die Verwendung der Statistik. Der fünfte Band von *Les français peints par eux-mêmes* beginnt mit der Darstellung »population de la France« und darf als Beispiel für die Zahlenflut gelten, von der Hacking und Perrot sprachen.<sup>195</sup> Doch gleichzeitig wurde darauf hingewiesen, dass die Zahlen nichts Eindeutiges zeigten, allzu schwach seien dafür die Erhebungsmethoden, allzu unterschiedlich die Verfahren, an die Zahlen zu gelangen.<sup>196</sup> Dann folgte unkommentiert, auf 90 Seiten tabellarisch dargestellt, Zahlenmaterial über die Zugehörigkeit zu Sekten, die Schüler pro tausend Einwohner, das Einkommen von Lehrern (instituteurs) nach Departementen, die Anzahl Fabriken nach Departementen, die Anzahl der erzielten Patente, die Anzahl der Leute in Armenanstalten und der Almosenbezüger, den Anteil der Wähler, Scheidungen, über die Anzahl Soldaten pro 1'000 Einwohner, über Hautkrankheiten pro 1'000 Rekruten, gesondert nach Departement auftraten, den Fleisch- und Getreidekonsum pro Person, aufgeteilt nach Art der geschlachteten Tiere (animaux abbatu) und nach Getreideart, die Anzahl der geernteten Esskastanien (in Hektolitern gemessen) und in detailliertester Hinsicht über alle Arten der Kriminalität. Ein Zahlenmeer, bevor dann zur nächsten Physiologie geschritten wurde, jene des *Roi*.

192 »Chaque préfet ferait collection de ces tables artistiques ; et si un nez signalé s'avisait de faire des fredaines politiques, on le suivrait dans toutes ses courses. A époque de la guerre de Troie, si ce procédé avait été adopté par la gendarmerie de la Grèce , il aurait épargné bien des pas de clerc à Télémaque«, Alhoy 1841, S. 65.

193 Ebd., S. 65.

194 »Le gendarme se noie dans cette forêt de cheveux, dans ces faisceaux de nez moyens et de mentons ronds; il finit par inviter chacun à se reconnaître soi-même«, ebd., S. 66.

195 Perrot 1987, S. 125; Hacking 1982.

196 Legoyt 1842, S. III, X. Die Kritik hatte allerdings ein Ziel: Der Statistiker forderte mehr Ressourcenausstattung für seine Behörden.



Bei diesem größten Projekt der Physiologien, *Les français peints par eux-mêmes*, handelte sich um jeden Fall um ein Flickwerk eines »telling about society«, das sich verwehrt, das Bild eines systematischen Ganzen zu liefern, aber dennoch sich mit einer umfassenden gesellschaftlichen Wirklichkeit aus der Perspektive jener, die darin leben, auseinandersetzt.<sup>197</sup> Die leeren Stellen, die Lücken, die Kontrollkrisen, die Ambivalenzen, die eine systematische Beschreibung der Gesellschaft notwendig erzeugte, wurden über die literarische und grafische Fiktionalisierung eigentlich überblendet. Die ironische Darstellung, so ließe sich mit Zygmunt Baumanns Betonung der Ambivalenz als Signum der Moderne folgern,<sup>198</sup> entsprach durchaus der Logik der Wahrnehmung einer als fragmentiert empfundenen Wirklichkeit. Doch gleichzeitig bildete diese Beschreibung der Gesellschaft, wie eingangs erwähnt, eine Gegenbeschreibung zum systematischen Erfassen der Gesellschaft durch die Verwaltung und die Wissenschaften. Sie unterminierte den entstandenen Systemraum der Gesellschaft durch die Erzählung von Singularitäten, durch die Darstellung von Gemengelagen von Erscheinungen, die sich nicht zu einem Gesamten fügten. Versuche einer allumfassenden gesellschaftlichen Repräsentation, wie sie etwa Saint-Simon anstrebte,<sup>199</sup> wurden sogleich dekonstruiert.<sup>200</sup>

Die Physiologien artikulierten hingegen die kleinen Dinge und Ereignisse der Gesellschaft gegenüber einem sich etablierenden Systemraum der Gesellschaft, nicht als alternativen Raum, sondern indem sie dessen symbolische Gegenstände aufnahmen und wie Dinge behandelten, die sie mit anderen Dingen konfrontieren, interagieren ließen und mittels des entstehenden Spiels den Repräsentationsanspruch des gesellschaftlichen Systemraums unterminierten. Abstrakter ausgedrückt: Sie beobachteten, wie die Bevölkerung beobachtet wurde, und indem sie diese Beobachtung innerhalb eines anderen Kontextes produzierten und vermittelten, veränderten sie das Beobachtungswissen selbst.

197 Tatsächlich scheinen die Physiologien diesbezüglich das Programm Howard S. Beckers vorwegzunehmen. Für Becker bilden die verschiedensten symbolischen Formen verschiedenste Weisen, über Gesellschaft zu sprechen, die nicht aufeinander reduzierbar sind, obwohl sie alle auf die eine Frage antworten möchten, wie sich Gesellschaft erzählen lässt, siehe Becker 2007, S. 16. Ein Unterschied ergibt sich jedoch zu Becker: Die Physiologien antworten der Unmöglichkeit im Gegensatz zum Soziologen mit Ironie.

198 Bauman 2000, S. 253 f.

199 Saint-Simon 1875.

200 Zu dieser Schlussfolgerung kommt Nathalie Preiss in ihrer Untersuchung: »Dès lors, le choix du titre Physiologie ne relève pas d'un simple souci décoratif, mais d'une prise de position polémique contre la physiologie sociale de l'époque qui, à la réalité d'une société *atomisée*, oppose la vision d'une société unitaire, organique«, Preiss 1999, S. 259. Siehe auch Hamon 2013, S. 17.

*Zwischen System und Eigennamen*

Die Ironie der Physiologen ist zugleich dem Markt wie der Zensur geschuldet. Ihre vermeintliche Harmlosigkeit bedeutete nicht, dass in Konfrontation mit den offiziellen Beschreibungen nicht auch ernsthaft nach ganz neuen Formen gesucht wurden, das Soziale zu fassen, ihm Namen zu geben.<sup>201</sup> Der Begriff »Physiologie« fungierte hier als Bezeichnung, um einen wissenschaftlichen Anspruch zumindest zu markieren. Er bezog sich weder auf Saint-Simons Richtung einer Physiologie des Gesellschaftskörpers<sup>202</sup> noch auf biologische Merkmale in Bezug auf charakterliche Eigenschaften wie bei Lavater. Die eigentliche Leistung des literarischen Programms lag in der Erzeugung und in der Imagination von sozialen Typen und damit verbunden der Herstellung einer neuen Form von Nomenklaturen des Sozialen als ein Gegenüber der damals üblichen offiziellen Beschreibungsweisen desselben.

Tatsächlich waren auch nicht alle Physiologen in ironischem Tonfall gehalten, viele setzten sich nüchtern mit sozialen Realitäten auseinander, etwa jene über die Gefangenen (*les détenus*) und die Armen (*les pauvres*). Sie zeigten bereits einen Weg zur wissenschaftlichen Beobachtung des Sozialen.<sup>203</sup> Verfasst wurden sie von Louis Mathurin Moreau-Christophe (1799–1881). Die Galerie von Porträts der gesellschaftlichen Enzyklopädie, die das Projekt *Les français peints par eux-mêmes* umfasste, wies eine immense Lücke auf, wenn nicht der Gefangene, als »Habitué unserer Gefängnisse«, miteinbezogen würde, der letztlich den Zustand der gesamten Gesellschaft auf den Punkt brächte (»celui qui les embrasse et les reflète tous«).<sup>204</sup> Der Autor war Ökonom und *Inspecteur général des prisons de la Seine* und veröffentlichte Darstellungen zur Situation der Gefängnisse. Daneben verfolgte er auch eine politische Karriere als Präfekt.<sup>205</sup> Insofern war er auch kein typischer Vertreter der literarischen »Physiologistes«. Doch die beiden Beiträge reihten sich von der Form her fugenlos in das Gesamtwerk ein und waren desgleichen auch, allerdings finsterer, illustriert. Sie enthielten Berichte, Dialoge, Zahlen, Porträts und Beschreibungen, nüchtern ließen sie ein Bild der elenden Situation erscheinen, in denen die Beschriebenen leben mussten.

201 In diese Richtung argumentieren auch Preiss 1999, Kap. *La physiologie scientifique appliquée à l'étude de la société: naissance d'une nouvelle science sociale*, sowie Lauster 2007, S. 85 ff.

202 Saint-Simon 1875.

203 Moreau-Christophe 1842a,b. Zeisel (1995) führt diese Quelle als Ursprung der Soziografie nicht an. Ebensowenig Maus (1967). Anders dagegen Stienon: In gewisser Weise sei die Physiologie der Vorläufer einer Soziografie, Ethnografie oder gar Soziologie so Stienon 2012, S. 254–267.

204 Moreau-Christophe 1842a, S. 1.

205 Moreau-Christophe 1853.

Moreau-Christophe unterteilte die Gefangenen in Kategorien wie: Caractères généraux, Prévenus, Accusés, Condamnés, Réclusionnaires, Forçats, Récidivistes, Condamnés à mort, Détenus politiques, Détenus pour dettes (mit Tabellen), Jeunes détenus, Enfants de la correction paternelle. Die inhaftierten Frauen waren wiederum gegliedert in Typen wie »Jeunes détenuse au-dessous de seize ans«, »Filles publiques«. Es wurden eine Vielzahl von Informationen zur Logistik der Gefängnisse geliefert, ihre Zahl, Aufteilung und Örtlichkeit wurden minutiös dargestellt. In einer Tabelle wurden die Ursachen der Schulden dargestellt, weswegen die Menschen in Gefängnisse kamen, und nach Art der modernen Kriminologie wurden die Gefangenen mit demografischen Profilen versehen: »A ne consulter que les chiffres des statistiques criminelles, l'homme prend une bien plus large part que la femme dans la répartition du crime. Sur 100 crimes contre les personnes, l'homme en commet 86, et la femme 14; sur 100 crimes contre les propriétés, ou 100 délits correctionnels, l'homme en commet 79 et la femme 21.«<sup>206</sup>

Genau gleich schilderte Moreau-Christophe die Situation der Armen in Form einer *Physiologie de la misère* (»La misère a donc ses degrés, comme elle a ses variétés et ses espèces«<sup>207</sup>). Auch hier folgte die Darstellung einer Theorie des Milieus und der Formen, die Balzac explizit ausformuliert hatte. Hervor trat eine fein ziselierte Ordnung der Armen, die der Autor begreifen wollte: »Toutes ses classifications sont nécessaires à établir, attendu que chacune d'elles comporte dans la physiologie de la misère, son espèce particulière, sa cause spéciale, son remède propre et son signe distinct.«<sup>208</sup> Jeder Typus der »misère« bildete eine Einheit der Situation. So unterschied er relative (i.e. in Bezug zu anderen Formen wahrgenommene) und absolute »misère«. Armut war in seinen Augen eine Form dieses Elends, aber ein Elend erschöpfte sich nicht in materieller Armut, es gab auch psychisches Elend (*misère morale*).<sup>209</sup>

Statistiken, so sehr er sie für seine Physiologie brauchte, misstraute der Autor indessen. Sie könnten nur einige Aspekte eines Phänomens erfassen. Ganze Wirklichkeitsbereiche seien der Statistik versperrt, weil die Wohlfahrt sie gar nicht erreiche und deshalb auch keine Daten erhoben würden. Diese beängstigende Masse der Unerfassten wachse mit dem Zivilisationsprozess unweigerlich: »Il y a une masse énorme de ces indigents auxquels la charité ne vient point en aide, et que la statistique ne comprend point dans ses tableaux. C'est cette masse effrayante qui se grossit sans cesse, au fur et à mesure des progrès de la civilisation et qui menace sérieusement l'ordre public et nos fortunes.«<sup>210</sup> Um sie zu verstehen, müsse der Forscher

206 Moreau-Christophe 1842a, S. 61.

207 Moreau-Christophe 1842b, S. 97.

208 Ebd., S. 99.

209 Ebd., S. 101.

210 Ebd., S. 128.

sich selbst in das Leben der Leute begeben. Er beschrieb präzise die Rituale der Bedürftigen, und auch die alltägliche Hilfe der Bevölkerung, die das Elend zu mildern versuchte (beispielsweise des »homme au petit manteau bleu«, der bei kaltem Wetter regelmäßig auftauchte: Unter dem rätselhaften Mantel verbarg er einen Suppentopf, sogleich scharte sich eine Traube von armen Leuten um ihn).<sup>211</sup>

Der Beitrag enthielt auch Darstellungen der Betroffenen, die jedoch von anderer Art waren als die Abbildungen der gewöhnlichen Physiologien. Es handelte sich nicht mehr um Karikaturen, sondern um fein gezeichnete Porträts, also um Darstellungen von Menschen aber nicht zum Zweck der Identifikation einer Person oder des karikierenden Schilderns. Die Funktion lag auch nicht in der künstlerischen Darstellung, die sich als Form selbst genügte. Es sollte mittels eines wirklichen oder imaginierten Bildes vielmehr ein Verständnis der elenden Situation von Menschen geschaffen werden. Exemplarisch hierfür sind die Visualisierung einer Bett-



Abbildung 39: Nur Typen ohne Namen: Darstellung einer Bettlerin (links) und einer inhaftierten Prostituierten (rechts).

Aus: Curmer 1842b, S. 104 und 74.

lerin (vgl. die linke Hälfte der Abbildung 39) und eines »Fille publique« (rechts), beide fristeten ihre Existenz als Gefangene. Die Skizzen zeichnen sich durch einen nüchternen, detailgetreuen Realismus aus. Nachdem damit der Bereich der Karikatur eindeutig verlassen war, eröffnete sich eine neue Form der Darstellung von Menschen und des Sozialen. Hier wurde

211 Moreau-Christophe 1842b, S. 111.

nicht nur der Blick der sozialdokumentarischen Fotografie vorweggenommen; es zeigte sich auch eine neue Repräsentationsform. Es handelte sich um die Darstellung von Persönlichkeiten, keine zweite Bettlerin besaß dieses Gesicht, kein anderes erkranktes »gefallenes« Mädchen würde je mit denselben rätselhaften Gesten porträtiert werden. Es fragt sich, wie diese Porträts zustande kamen. Handelte es sich um die Zeichnung reeller Personen? Hatte der Zeichner sie aus seinem Gedächtnis, seinen Vorstellungen geformt? Auf jeden Fall tragen sie keinen Namen. Sie sind ganz Typus, aber markieren doch auf eine bestimmte Weise eine singuläre visuelle Präsenz. Das Besondere dabei ist, dass sie ungeachtet des dokumentierenden Charakters auch ein ästhetisierendes Moment beinhalten, so eine gewisse Empathie mit der Situation erzeugen.

Diese Illustrationen, so die Auffassung, sind Bestandteil eines neuen Zusammenhangs zwischen Diskurs und Figur:<sup>212</sup> der Typisierung. Hier öffnet sich ein merkwürdiger Zwischenraum von Imaginärem und Reellem, in welchem Figuren gezeichnet werden, die nur einen kollektiven Namen haben (Bettlerin), aber dennoch individuell markiert sind (im Gegensatz zur karikierenden Zeichnung, die das Typische überzeichnet). Diese Darstellungen verkörpern etwas ganz anderes als bisherige Repräsentationen von Menschen. Es handelt sich tatsächlich auch um eine Form von Gegenbeschreibung, weil diese Art der soziografisch geschilderten Lebens-Realität in den staatlichen Darstellungs- und Erfassungsweisen der Kriminalität und der Kriminellen nicht vorkam, nicht vorkommen konnte.<sup>213</sup> Hier lässt sich, mit anderen Worten gesagt, die Geburt eines Typus verfolgen, der mehr ist als nur Karikatur: eine Zwischenform von Singularität und systemischer (nur statistisch erscheinender) Ordnung der Gesellschaft. Oder anders ausgedrückt: Diese Figurationen schaffen eine neue Form von Präsenz, zwischen dem Sozialen als Dingraum und Systemraum.

### *Le Plays Gesellschaft*

Der Effekt der Gegenbeschreibung der Gesellschaft erweist sich nun durchaus als paradox. Nachdem ihnen die direkte Kritik der Verhältnisse über Zensurmechanismen verunmöglicht wurde, wandten sich die Beobachter des Sozialen als Physiologues den scheinbar kleinen Dingen zu, der Sphäre des Privaten, des Gewöhnlichen, des Unspektakulären, des Alltags. Doch indem sie die offiziellen und wissenschaftlichen, auf jeden Fall systematischen Beschreibungen der Gesellschaft unterliefen, erzeugten sie

212 Lyotard 2002.

213 Diese bemerkenswerten Physiologien, die zugleich in der Darstellungsweise typisch, aber in ihrem Ernst untypisch sind, wurden beispielsweise in der umfassenden Ausstellung, die das Musée d'Orsay 1993 ihnen widmete, schlicht ignoriert, siehe Le Men, Abélès und Preiss-Basset 1993.

auch etwas Neues: eine neue Weise das Soziale zu codieren, die Existenzen zu verbinden, zu unterscheiden, indem sie alles, was sie nur irgendwie beobachten konnten, typisierend beschrieben: von der Grisette zum Parapluie, vom Bourgeois zu den Demoiselles de magasin. Dies geschah alles seriell und industriell, in enormer Geschwindigkeit, die überhaupt erst durch neue Produktions- und Distributionstechniken möglich wurde.<sup>214</sup> Die Physiologien gewannen, so die These, insbesondere auch dadurch an Aufmerksamkeit, weil die angesprochene Differenz zwischen der Gesellschaft als Systemraum und Raum der Singularitäten in den zumeist literarischen Schilderungen scheinbar aufgehoben war.

Mit *Les français peints par eux-mêmes* als umfassender Enzyklopädie entstand so ein eigentlicher Katalog von Figuren und sozialen Namen, wie ein Ausschnitt aus dem Inhaltsverzeichnis des Werks zeigt (vgl. die Abbildung 40). Jeder Typus erhielt eine visuelle Präsenz, und jeder war mit einem Namen versehen. Über diese kulturindustrielle Typisierungsmaschinerie entstand eine Ordnung des Sozialen, die die singulären Existenzen als Typen flexibel markierte.<sup>215</sup> Diese Typen von Personen und Ereignissen, die die Physiologien präsentierte, waren gleichsam *zwischen* der Erscheinungsweise des Sozialen als unendlicher Ansammlung von Singularitäten und als statistisch-geometrischem Raum angesiedelt. Sie waren *abstrakter* als die Singularitäten, gleichsam *oberhalb* von ihnen angesiedelt, indem sie die verschiedensten Einzelwesen zu einem Typus synthetisierten, in der ein konkretes Individuum nie vollständig aufgehen konnte. Sie waren dagegen *konkreter* als der Systemraum, indem sie Figurationen darstellten, die zumindest imaginativ auch wirklich existierende Menschen bezeichnen könnten. Aber vor allem bildeten sie, etwa im Gegensatz zu den biologischen Klassifikationen eines Linnés, kein übergeordnetes System.<sup>216</sup> In diesem Mittelbereich angesiedelt, bildeten die Typen eine neue Form von abstrakten (symbolischen) Einzelwesen, eine eigene Ge-

214 Lauster 2007, S. 85.

215 Die Ironie, die oft als Stilmittel gebraucht wurde, erleichterte womöglich den Umgang mit den inkommensurablen Darstellungsformen des Sozialen angesichts des Anspruchs des Projekts, die gesamte Bevölkerung und ihre Dinge zu erfassen. Vielleicht ist die totale Selbstbeschreibung des Sozialen ja ohnehin nur als Kolportage möglich, obwohl die einzelnen Erzählungen wohl durchaus realistisch erscheinen. Es gibt in der Folge auch *Les Animaux peints par eux-mêmes* und *Scènes de la vie privée et publique des animaux*, die auf gleiche Weise produziert wurden wie das Vorbild, siehe Le Men 2002/1, S. 84, 91.

216 Preiss-Basset 1993, S. 63 f. Doch auch Karikaturen können eine höchst typi-

	LA FEMME DE CHAMBRE . . . . . 18 Texte d'ARGENTRÉ DE LACROIX. Dessins de GAVARNI — GAGNIET.		LE GENDARME . . . . . 31 Texte d'ÉDOUARD OERLLIAC. Dessins de HENRI MOISSIER — ÉMY.
	L'ÉLÈVE DU CONSERVATOIRE . . . . . 23 Texte de L. GOUAILHAC. Dessins de GAVARNI — TRIBOLAT.		L'AVOCAT . . . . . 26 Texte de OLD NICK. Dessins de GAVARNI — GAGNIET.
	LE COMMIS VOYAGEUR . . . . . 30 Texte de RAOUL PERRIS. Dessins de GAVARNI — GAGNIET.		LE GARDE DU COMMERCE . . . . . 61 Texte de A. LE CLERC. Dessins de GAVARNI — PAQUET.
	L'AGENT DE CHANGE . . . . . 26 Texte de FRÉDÉRIC SOULIE. Dessins de GAVARNI — MÉRISNIER.		LE MAÎTRE DE PENSION . . . . . 66 Texte de ÉLIAS REGNAULT. Dessins de GAVARNI — PAQUET.

Abbildung 40: Die Visualisierung einer Typologie:

Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis von *Les Français peints par eux-mêmes*.

Quelle: Curmer 1840–42, Tome 2.

sellschaft von Formen repräsentierend, die jedoch den Anspruch hatten, sich in der konkret wahrnehmbaren Wirklichkeit der Individuen zu begründen – deshalb auch die hohe Konzentration auf die sichtbare Welt, deshalb auch die Assemblage von Figur und Diskurs, die die Physiologien auszeichneten. Und vor allem, diese neuen Einzelwesen der Typen brauchten Namen: Die Physiologien bereiteten dadurch einer neuen Form von Nomenklaturen und Codierungen des Sozialen das Terrain.

Doch bereits neben den eher karikierenden Darstellungen entstand auch eine andere Form der Darstellungsweise, wie an Moreau-Christophes Schilderungen der Gefangenen und der Armen gezeigt wurde, die sich ernster nahm, indem sie die Schilderung und Typisierung als Mittel zur Initiierung sozialer Reformen betrachtete, um die Sensibilität der Bevölkerung gegenüber sozialen Misere zu erhöhen. Moreau-Christophes Physiologien waren eigentlich wegweisend, er nahm das vorweg, was eine neue Form der Sozialforschung bezeichnen sollte, die auf Realitäten fokussiert, die die systematische (statistische) Erfassung so bisher nicht zu erkennen vermochte. Gemeint sind Frédéric Le Plays Untersuchungen zur Arbeiterklasse, ein Meilenstein der Erforschung und damit der Markierung des sozialen Raumes, die der Aussagekraft der rein statistischen Wissenschaft, wie sie Quetelet formulierte, kritisch

sierende Sprache zeigen, die sie in nichts von der sprachlichen Typisierung unterscheidet; dies kann sogar auch für die Fotografie gelten, siehe Keller 2017.

gegenüberstand.<sup>217</sup> Obwohl Le Plays Untersuchungen auch Daten zusammentrugen, besonders zu den Haushaltbudgets, lassen sie sich doch auch als Gegenartikulation zum Systemraum der offiziellen Statistik begreifen. Und gleichzeitig lässt sich Le Plays Projekt auch als Antwort auf die eingangs zu diesem Kapitel erwähnte Kontrollkrise deuten, die gerade durch die immer exaktere Markierung der Individuen und der damit verbundenen Informationsverarbeitung hervorgerufen wurde. Die wesentliche Leistung von Le Plays Untersuchungen im vorliegenden Zusammenhang war aber nicht die neue Art von Sozialforschung, die er mitbegründete: die Feldforschung<sup>218</sup> oder die Soziografie.<sup>219</sup> Was hier von Interesse ist, ist Le Plays Einrichtung einer Form von *Nomenklatur*, mit der er eine Darstellungsform des Sozialen verwissenschaftlichte, die sich bereits abgezeichnet hatte. Es ist indes kein unmittelbarer Bezug zu den Physiologien und ihrer Typisierung in Le Plays Werk erkennbar.<sup>220</sup> Doch die Ähnlichkeit der Verfahren der Erzeugung von Wissen über Beschreibung, induktives Schließen und Typisierung ist bei beiden Projekten bei genauer Betrachtung überaus deutlich erkennbar.

Le Play selbst war als Naturwissenschaftler und Ingenieur geschult, er absolvierte die *École Polytechnic* sowie die *École des Mines*, wo er sich als Bergbauingenieur ausbilden ließ. Der Studiengang erforderte Felduntersuchungen, und so kam er im Harzgebirge mit Arbeiterfamilien in Kontakt, die er zu interviewen begann.<sup>221</sup> Le Play war nicht gegen statistische Erhebungen, sondern trieb diese in Fragen des Bergbaus sogar voran.<sup>222</sup> Doch das wahrgenommene totale Scheitern einer landesweiten statistischen Untersuchung zu den Lebensbedingungen der Arbeiterklasse, welche der französische Staat 1848 vorgenommen hatte und deren Ergebnisse seiner Wahrnehmung der Lage der Arbeiterklasse nicht entsprach, ließ ihn zum Kritiker der offiziellen Statistik und der wissenschaftlichen Statistik, wie sie Quetelet entwickelt hatte, werden.<sup>223</sup> Le Plays Werk lässt sich ebenfalls als eine Art »Gegenbeschreibung« zur offiziellen staatlichen und wissenschaftlichen Sichtweise des Sozialen begreifen; entsprechend wurde er auch von der mächtigen Durkheim-Schule flugs aus der Tradition der

217 Oberschall 1987.

218 Ebd., S. 113.

219 Zeisel 1995, S. 122–124.

220 Er ist auch, soweit absehbar, weder seitens der Wissenschafts- noch den Literaturwissenschaften diskutiert. Hacking eilt von der Diskussion über Balzacs Gebrauch der Statistik direkt zu Le Plays Arbeit, den er gleichsam mit Balzac unter einem einzelnen Projekt subsumiert, das er *The minearological conception of society* nennt, siehe Hacking 1990, S. 135.

221 Le Play 1877, S. 38; Hacking 1990, S. 135.

222 Oberschall 1987, S. 114.

223 Ebd., S. 114.



Soziologie exkommuniziert, die sich ganz der Quantifizierung des Sozialen widmen solle.<sup>224</sup>

Le Play schilderte die Entwicklung der Statistik, durchaus im heutigen wissenschaftshistorischen Verständnis, als Resultante der Zentralisierung und Rationalisierung des Staates, zwecks Überwachung und Steuerung der Gesellschaft.<sup>225</sup> Der Staat sei auf »Beobachtung« angewiesen. Doch Statistiker erfassten nur, was sich quantifizieren und exakt mit anderen Quantitäten in Beziehung setzen ließe: mit anderen Worten gesagt, konstatierte Le Play sehr klar die Herausbildung des Sozialen als Systemraum über die zentralisierenden und rationalisierenden Praktiken des Staates. Die Statistiker besäßen nicht die Mittel, direkt zu beobachten. Sie verarbeiteten nur das, was ihnen als Akte geliefert wurde, unabhängig davon, wie es entstanden war: »Ces recherches ont rarement conduit à des résultats dignes de confiance.«<sup>226</sup> Doch als schwerwiegender erschien ihm, dass die statistischen Büros weit weg von der konkreten Lebenswirklichkeit der Leute operierten:

Les statisticiens ont été moins heureux encore dans les études qui se rattachent plus spécialement à la nature intime de l'homme, à l'appréciation des conditions sociales, à la comparaison des qualités morales et intellectuelles, et, en général, aux éléments qu'il faut prendre en considération ou constater la situation des populations ouvrières.<sup>227</sup>

Die Konsequenzen daraus waren für ihn offensichtlich: Die offiziellen statistischen Erkenntnisse über die gesellschaftliche Realität eines Landes seien bloße Abstraktionen realer Verhältnisse, die den Staat eigentlich interessieren müssten: »ils ne tiennent compte ni de la nature spéciale des individus, ni du caractère propre au milieu dans lequel ils vivent.«<sup>228</sup> Denn die Ergebnisse seien so fern von der erhobenen Realität, dass sie interpretiert werden müssten, was aber aufgrund der direkten Felderfahrung nur willkürlich geschehen könne.<sup>229</sup> Die Exaktheit der Resultate war also nur scheinbar, eigentlich seien sie gerade nicht exakt (inexacte). Diese Mängel ließen sich nicht durch größeren Aufwand bei umfassender Methode bewältigen, sie seien der Methode inhärent. Vor allem wandte sich Le Play dagegen, sie mit anderen Beobachtungen einfach zu ergänzen (méthodes mixtes): »En résumé, la méthode des statisticiens n'est pas l'observation directe des faits; c'est la compilation et l'interprétation plus ou moins plausible de faits recueillis à des points de vue fort différents, étrangers pour la plupart à l'intérêt scientifique.«<sup>230</sup>

224 Vgl. zur Reaktion Durkheims auf Le Plays Werk auch Schultheis 2003.

225 Le Play 1855, S. 11.

226 Ebd., S. 11.

227 Ebd., S. 11.

228 Ebd., S. 11.

229 Ebd., S. 11.

230 Ebd., S. 11.

Es handelte sich also um eine Absage, das Soziale als Systemraum unter einheitlicher Perspektive zu erfassen; das Soziale bedürfe im Gegenteil der Multiplikation der Perspektiven, die nur Experten der Sache selbst liefern könnten: »Au lieu de considérer d'un point de vue unique, pour chaque question spéciale, l'ensemble d'un pays, on s'attache, autant que le comporte le sujet, à de cas particuliers ou à des localités spéciales, qu'on envisage sous tous les aspects.«<sup>231</sup> Diese in der Einleitung formulierte Kritik ist nach Oberschall leitend für das ganze Werk *Le Plays*.<sup>232</sup> Doch was galt es denn zu untersuchen, und gelang es ihm, dem Untersuchten eine kommunizierbare symbolische Form zu geben?

Le Plays Einleitung entwirft einen Horizont des Zerfalls sozialer Ordnung nach der Französischen Revolution. Seit 1789 hätten zehn verschiedene Regierungen und Regierungssysteme die französische Gesellschaft aufs Tiefste erschüttert. Das Chaos und das Leiden seien beispiellos.<sup>233</sup> Die ökonomische Struktur entsprach nicht mehr der sozialen Struktur.<sup>234</sup> Nachdem die alte Ordnung verschwunden war, funktionierten auch die sozialen Kategorien nicht mehr. Das Soziale sei daran, sich aus einem fluiden Zustand heraus neu zu formieren, hin zu einer unbekanntem Ordnung:

Ce nouvel ordre de choses semble envahir fatalement toutes les régions industrielles de l'Occident, en même temps qu'un progrès incontestable se manifeste dans toutes les branches de l'activité humaine: *de nouveaux types, étrangers aux sociétés anciennes, se développent dans toutes les classes*, témoignages vivants de ce double mouvement de progrès et de décadence.<sup>235</sup>

Die ganze Gesellschaft sei in Bewegung geraten, eine immense Zirkulation einer Vielheit von Individuen sei entstanden. Hierin schloss er sich an Balzacs Schilderung des Sozialen an, an einen anarchischen Ort, in dem Zufälliges das Schicksal der Leute bestimmte:

Une multitude d'individualités éminentes y surgissent incessamment des rangs inférieurs de la société et portent la civilisation occidentale à une hauteur inconnue des âges précédents; mais, en même temps, les masses, abandonnées direction et sans assistance aux impulsions de leur libre arbitre et dangers de l'isolement, s'agitent pour trouver la sécurité qui est leur premier besoin.<sup>236</sup>

231 Le Play 1855, S. 11.

232 Oberschall 1987, S. 114.

233 »Cet état d'instabilité et de souffrance est sans exemple«, Le Play 1877, S. VII.

234 Dass Le Play mit dem Ancien Regime sympathisierte, ist hinlänglich bekannt, aber streckenweise liest sich seine Einleitung auch wie eine Präambel zu den Studien zur Autorität und Familie des Frankfurter Institutes, siehe dazu Adorno 1973.

235 Le Play 1855, S. 10. Hervorhebung von mir.

236 Ebd., S. 10. Hervorhebung von mir.

Das Chaos, das Fluide könne aber nur in unmittelbarer Betrachtung erforscht werden, es verlange nach minutiöser Kleinarbeit, die erst erkennen ließe, auf welche Weise sich hier neue Typen des Sozialen herausbildeten. Sein Gegenprogramm zur seriellen, standardisierenden Untersuchung tritt nun besonders deutlich hervor. In seinem 1877 nachgelieferten methodischen, aber auch methodengeschichtlichen Werk beschrieb er seine Methoden zur Erfassung der sozialen Wirklichkeit in aller Präzision:

Dans toutes les parties de l'habitation: inventorier les meubles, les ustensiles, le linge et les vêtements; évaluer les immeubles, le montant des sommes disponibles, les animaux domestiques, le matériel spécial des travaux et des industries et, en général, les propriétés de la famille; estimer les réserves de provisions; peser les aliments qui entrent, selon la saison, dans la composition des divers repas; enfin suivre, dans leurs détails, les travaux des membres de la famille, tant au dehors qu'à l'intérieur du ménage.<sup>237</sup>

Auch in dieser Passage stehen die kleinen Dinge gegen den Systemraum. Die Parallelität zu Balzacs Archäologie des Sozialen, die in der minutiösen Untersuchung und Beschreibung der materiellen Umgebung der Individuen gründete und im gewissen Sinne auch explizit für die Physiologues stand, ist hierbei frappant (siehe Seite 461). Le Play benannte die Parallelität seiner Methoden zum realistischen Roman gleich selbst:

La vie matérielle, intellectuelle et morale de la plus simple famille comprend des détails innombrables. Dans ses investigations, l'observateur, doit, autant que possible, les embrasser tous; mais, dans la description, il est tenu de négliger les particularités peu utiles à l'objet spécial de la méthode, à l'œuvre de la réforme sociale. Il doit craindre de s'égarer au milieu des détails qui se rattacheront plus spécialement à l'œuvre du romancier.<sup>238</sup>

Wie der Romancier müsse sich der Sozialforscher ins Reich der kleinen Dinge, der Details begeben, um die soziale Ordnung erkennen zu können, und hierin erweise sich seine Sozialforschung als paradigmatisch für eine ganz neue Form der Erforschung des Sozialen.<sup>239</sup> Für Le Play bildeten Familien die bedeutendste aller *unités sociales*.<sup>240</sup> Er legte 1855 mit *Les ouvriers européens* die Untersuchung von 36 Familien vor, verfasst als einzelne »Monografien«. <sup>241</sup> Sie beinhalteten die minutiöse Beschreibung der

237 Le Play 1877, S. 226 f.

238 Ebd., S. 226 f.

239 Die bescheidene Einordnung des Beobachters in das Untersuchungsfeld, die peinliche Genauigkeit in der Protokollierung aller Vorgänge, die Forderung nach möglichst umfassendem Quellenmaterial gehören mit zum ehernen Bestand der Soziografie, siehe Zeisel 1995.

240 Le Play 1877, S. 132.

241 Le Play 1855.

sozialen Lage, aber auch eine einheitliche Darstellung der Budgets der Familien. Das heißt, das Quantitative wurde nicht einfach aus der Welt verbannt, wie seine Kritik der Statistik auf den ersten Blick vermuten ließe, sondern es erhielt hier einen Status als kleines Ding der Wirklichkeit.

Die Familien markierte Le Play im Inhaltsverzeichnis über die Berufe des Hauptnährers; Berufe bildeten ja auch schon ein Ordnungskriterium der Physiologen. Zusätzlich wurden die Familien eingeteilt nach Ländern und Wohnorten, danach durchnummeriert: Ouvriers de la France: XXVI. Brassier, ou journalier-agriculture des vignobles de l'Armagna (Gers), XXXII. Mineur des montagnes métallifères de l'Auvergne (Puy-de-Dom); Ouvriers de l'Angleterre: XXIV. Menuisier de la ville de Sheffield (Yorkshire).

Freilich, aufgrund der genauen Beschreibung der Verhältnisse, erschöpfte sich die Darstellung in einer Auflistung von singulären Ereignissen und Evidenzen. Auf welche Weise gelangte er dennoch zu Aussagen über die konkreten Singularitäten hinaus? Im Anhang zu seinen methodischen Darstellungen (vgl. die Abbildung 41) findet sich eine Karte, die die Differenz zu den damaligen statistischen Methoden, wie sie in Guerry's und Bertillons Karten zum Ausdruck kamen, in klarer Deutlichkeit aufzeigt und gleichzeitig einige Fragen aufwirft. Es handelt sich um eine Karte Europas. Auf dieser Karte waren 57 verschieden farbige Punkte nach nicht erkennbarem Muster eingetragen – die ursprüngliche Erforschung von 37 Familien wurde also durch weitere Familien ergänzt. Worin unterscheidet sich Le Plays Markierung des sozialen Raumes von den Techniken der staatlichen Markierung? Die Staatsgrenzen fehlen. Dafür waren Höhenangaben und damit die Gebirgszüge klar ersichtlich. Es war der geographische Raum, in den die einzelnen Familien als singuläre Punkte eingetragen wurden, ähnlich der Sichtung von Tierwesen auf einer Faunakarte. Doch zusätzlich ging nun Le Play einen Schritt weiter in Richtung Typisierung. Die Monografie-Punkte farbte er unterschiedlich ein, und die Punkte wurden mit Legenden versehen, so verkörperten sie die einzelnen Familien. Andererseits waren auch die Hauptstädte und größeren Städte als Punkte eingetragen. Dunkle Punkte standen für die »familles patriarcales«, grüne Punkte für die »famille-souches« und rote Punkte für die »familles instables«. Die Legenden erläuterte Le Play im Anhang unter dem Titel: *Les 300 mots constitutifs du langage propre à la science sociale*.<sup>242</sup> Hier wurde explizit ein neues Vokabular zur Beschreibung des Sozialen eingeführt.

Die »Famille patriarcale«, so wurde etwa erläutert, besäße ein stabiles Umfeld und sei der Tradition treu ergeben. Sie umfasste auch die verheirateten Söhne. Die »famille-souche« sei ebenfalls traditionsgebunden an einem festen Ort verwurzelt, aber nur der Stammhalter oder die Stammhalterin unter den Kindern zählte noch zur Familie. Die »famille instable«

242 Le Play 1877, S. 444.



Abbildung 41: Le Plays Markierung des sozialen Raumes.

*Carte des 57 Familles décrites dans l'ouvrage les Ouvriers Français 1879.*

Quelle: Bibliothèque nationale de France, département Cartes et plans, GE D-12148.

dagegen definiere sich nur durch die Eltern, löse sich bei deren Tod auf und sei deshalb die am wenigsten stabile soziale Einheit, während die anderen beiden Typen immer noch eine strikte Nachfolgeregelung kannten.<sup>243</sup> Ein Zusammenhang mit der geografischen Konstellation lässt sich insofern erkennen, als in Skandinavien die grünen Punkte überwiegen, und in Frankreich rote (instabile Familien). Le Play hatte den sozialen Raum nach verschiedenen Graden der Stabilität markiert, wobei Frankreich gemäß seiner Kategorisierung die instabilste Gesellschaft darstellte. War hier ein neues Wissenssystem gefunden, das die Mängel vorhergehender überwand?

### *Die Grenzen der Typisierung*

Zeisel schreibt, dass Le Play mit solchen Typisierungen zur Beschreibung des Sozialen scheiterte. Aufgrund seines unmittelbaren Blicks auf das Soziale trat konsequenterweise vieles hervor, das sich nicht vollumfänglich in einem übergreifenden Typenraster aufheben ließ; die Kennzeichnung

243 Ebd., S. 444.

ganzer Gesellschaften über die Beobachtung nur weniger Familien, und die Schlüsse, die er daraus zog, blieben anzweifelbar.<sup>244</sup> Ungeachtet dessen: Le Play hatte hier den symbolischen Raum der Gesellschaft auf neue Weise mit dem Realen in Verbindung gebracht. Er wollte die »toten Zahlenreihen« von statistischen Untersuchungen durch ein »lebendiges Archiv« ersetzen.<sup>245</sup> Er griff dafür auf eine Methode zurück, die dem realistischen Roman Balzacs verblüffend ähnelt: Der Begriff des Milieus ist bei Le Play omnipräsent. Er beschrieb das »milieu social«, innerhalb derer die Untersuchten sich wiederfänden (où ils sont placés);<sup>246</sup> er entdeckte ein »milieu des populations désorganisées«,<sup>247</sup> aber auch ein »milieu intellectuel«.<sup>248</sup> Und all diese Milieus waren über ein standardisiertes Vokabular, hier entfernter er sich von der Literatur Balzacs, verschriftet, zu denen auch die Sozialfiguren, die Typen gehörten. Die serielle Definition

<p>LE FOYER DOMESTIQUE. Le milieu est trop souvent employé pour provoquer des guerres injustes.</p> <p><b>Forestiers.</b> — Ouvriers sédentaires ayant pour principal moyen de subsistance le Salaire attribué à des travaux variés, parmi lesquels figurent surtout: la reproduction et l'abatage des arbres; l'élaboration du bois par le sciage, la fente, la carbonisa-</p>	<p><b>Foyer domestique.</b> — Habitation: possédée traditionnellement par la Famille patriarcale et la Famille-souche; prise en Location, et souvent changée, par la Famille instable.</p> <p><b>Foyer (UNION INDISSOLUBLE DE LA FAMILLE ET DU).</b> — La cinquième pratique de la Coutume des ateliers.</p>
<b>G</b>	
<p><b>Gentleman.</b> — Grand Propriétaire qui réside sur son Domaine et l'exploite avec le concours d'Ouvriers-domestiques ou de Tenanciers. Dans les bonnes Constitutions sociales, il se charge de pourvoir, à titre gratuit, aux intérêts publics du Voisinage, de la Commune et de la Province.</p> <p><b>Gouvernants.</b> — Personnes composant les divers groupes délégués par le souverain pour</p>	<p>assurer la Paix sociale, chez les races agglomérées, où tous les pères de famille ne sont plus capables, comme chez les races simples, de remplir ce service. Ces ministres du souverain ont seuls le droit de mettre la Force armée au service de la Paix. Ils ont d'ailleurs le devoir de respecter les Traditions qui attribuent aux Ministres de Dieu, aux pères de famille, aux Patrons et aux autorités locales le soin</p>

Abbildung 42: Die Nomenklatur Le Plays: »Les 300 mots constitutifs« (Auszug).  
Quelle: Le Play 1877, S. 458.

von Sozialtypen, die gleich einem Katalog aufgelistet wurden, erscheint bei ihm als ein großes Erbe der Physiologien. Die Abbildung 42 zeigt einen Auszug daraus: der Gentleman, der Forestier, die Gouvernante sind hier genannt. Es sind keineswegs abstrakte Definitionen, Le Play präsentierte ein Figurenkabinett, das den Werkstätten der Littérature industrielle und der Physiologues entstammen könnte, insbesondere, da sich hier auch charakterliche Eigenschaften zur Beschreibung gesellten. Der Gentleman

244 Zeisel 1995, S. 123.

245 Ebd., S. 124.

246 Le Play 1877, S. 481.

247 Ebd., S. 588.

248 Ebd., S. 533.

wurde beschrieben als »Grand Propriétaire qui réside sur son Domaine et l'exploite avec le concours d'Ouvriers-domestiques ou de Tenanciers«, um dann auf dessen psychische Disposition zu sprechen zu kommen: »Dans les bonnes Constitutions sociales, il se charge de pourvoir, à titre gratuit, aux intérêts publics du Voisinage, de la Commune et de la Province«. <sup>249</sup> Es wurden wie in den Physiologien auch Situationen (der »désorganisation sociale« beispielsweise) oder soziale Orte (»atelier de travail«) geschildert. Mit anderen Worten gesagt: Le Plays Forschung legte eigentlich ein symbolisches Netz von Namen über die gesellschaftliche Realität, nunmehr erstellt durch einen Sozialwissenschaftler, der nicht mehr statistisch operierte.

Le Play setzte alles daran, diese Nomenklatur und das Wissen, das sie erzeugte, zu stabilisieren. Er gründete mit seinen Mitarbeitern eine *Bibliothèque de la science sociale*, um sämtliche Studien über die europäische Arbeiterschaft zu sammeln, die nach seinen Methoden der Monografie durchgeführt wurden. Ziel war nichts weniger als eine »Synthèse sociale«, ein umfassendes Bild der sozialen Lagen. <sup>250</sup> Doch diese soziale Synthese sollte gerade nicht aufgrund von a priori-Annahmen über das Soziale erstellt werden, wie die Statistiken des Staates, sondern induktiv aufgrund systematisch beobachteter Tatsachen, die einer rigorosen Reflexion unterzogen wurden. <sup>251</sup> Diese Methode wurde innerhalb seiner Forschungsgemeinschaft verfeinert, auch nach seinem Ableben, vor allem von seinem Schüler Henri de Tourville. <sup>252</sup> Es wurden weitere umfangreiche Nomenklaturen publiziert, miteinander in Bezug gestellt, reflektiert. <sup>253</sup> Das heißt auch, es wurde eine Schwelle der Epistemisierung <sup>254</sup> erreicht und überschritten, indem die Bearbeitung des Archivmaterials unversehens selbst eine innere Logik entwickelte. Es entstanden eigene Kohärenznormen, die systematisierend angewandt und in einer eigenen Zeitschrift diskutiert und verbessert wurden. <sup>255</sup> Die Methode wurde aufgrund dreier Dimensionen verfeinert: Analyse, Vergleich und Klassifikation. <sup>256</sup> Vor allem Klassifikation bedeutete nun wieder eine Hierarchisierung, ähnlich den Spezies der Naturgeschichte: »Les espèces ainsi formées, on les subdivise en variétés. qui sont comme autant d'espèces dans l'espèce; ou bien, au contraire, on les groupe en classes, c'est-à-dire en grandes espèces supérieures, en vertu de quelque caractère plus général qui se trouve leur être commun«. <sup>257</sup>

249 Ebd., S. 458.

250 Ebd., o.S.

251 Ebd., S. 13.

252 Champault 1913, S. 36 f.

253 *La nomenclature d'après F. Le Play. Extrait de la Revue: La Science Sociale* 1887.

254 Foucault 1981, S. 265 f.

255 Bouchié de Belle 1907, S. 86.

256 Tourville 1886, S. 15.

257 Ebd., S. 16.

Unversehens wurden die Einheiten auch durchnummeriert: »Quand elle a groupé les espèces en classes, il lui reste à coordonner ces classes entre elles, comme s'il s'agissait de les numéroter«. <sup>258</sup>

Wiederum entstand aufgrund eines sich aufbauenden Erfahrungsdrucks ein neues System der Namen, das seine Eigenlogik entwickelte. <sup>259</sup> Um das Reale zu überblicken, wurde in der Folge desgleichen ein Systemraum entwickelt, der sich immer weiter von Le Plays ursprünglichen Intentionen entfernte, sich aufgrund seiner immer feineren Klassifikationen dem Systemraum der Statistik annäherte und so eine immer größere Distanz zu den singulären Individuen, dem Dingraum im Sinne Cassirers, einnahm. Doch diese Lösung hatte, vielleicht gerade dadurch, Bestand, wie der von der Académie Française geehrte Edmond Bouchié de Belle schrieb: <sup>260</sup>

Depuis vingt ans, la Nomenclature a l'ait faire à la science sociale des progrès comparables à ceux que la nomenclature chimique a fait faire à la chimie. En effet, elle permet de réduire chaque phénomène à son état le plus simple. Or, c'est là le fondement même de toute science. <sup>261</sup>

In der Perfektionisierung, der Epistemologisierung verschwanden allerdings nicht nur die Ambivalenz und die Ironie, die noch die Physiologen, sicher aber Balzacs Werk kennzeichneten, sondern auch das Spezifische der singulären Evidenzen, die erst eigentlich die Grundlage des Wissens darstellen sollten. <sup>262</sup> Dennoch aber setzte sich hier ein Projekt fort, das eine Beschreibung des Sozialen »von unten« (im alltäglichen Leben der Leute) hervorbrachte. Dabei teilte Le Plays Projekt mit der staatlichen Verwaltung und den Statistikern des Staates durchaus ein gemeinsames Interesse, nämlich die soziale Welt auf irgend eine Weise gültig zu erfassen. <sup>263</sup> Auf der Basis seiner Forschung entstand indes ein System von Typisierungen, dessen Grenzen um so deutlicher hervortraten, je rationaler es organisiert wurde: Die Typen griffen zwar noch auf das Wirkliche zu, erschienen aber zusehends unreal, sobald in Anspruch genommen wurde, mit ihnen direkt das vorgefundene Wirkliche zu repräsentieren. Vielleicht stand das Projekt tatsächlich, bei aller wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit, noch in der Tradition der Physiologues und ihres Wirklichkeitszugangs: Es war vielleicht vornehmlich eine »Sociopoétique«. <sup>264</sup>

258 Tourville 1886, S. 16.

259 Champeau schreibt, dass er für eine seiner Untersuchungen tausende von Fällen klassifiziert habe, was ihn vier Jahre gekostet habe, Champault 1913, S. 6.

260 [www.academie-francaise.fr/node/14725](http://www.academie-francaise.fr/node/14725).

261 Bouchié de Belle 1907, S. 84.

262 O'Neil-Henry 2016, S. 173.

263 Guyon 1933, S. 182.

264 Stiénon 2012, S. 254–267. »Sociopoétique«, das Wort, das Stiénon findet, ist wahrscheinlich eine präzisere Beschreibung von Le Plays Projekt.



Schicht um Schicht, so sollte im vorhergehenden Teil gezeigt werden, legte sich eine Codierungsform nach der anderen über das Soziale, jeweils anders begründet, in anderen diskursiven Korrelationsräumen verankert. Doch erst so entstand nach und nach eine Vorstellung von Gesellschaft überhaupt, eine Vorstellung des Systems von Bezügen und Relationen, das die einzelnen Existenzen und ihre Schicksale überstieg. Doch dieses Hervortreten erzeugte auch neue Formen von Nichtwissen, so intensiv die individuellen Existenzen identifiziert, erfasst, beschrieben, geordnet, in einen Katalog eingetragen wurden. Was ist mit all jenem, das aus dem großen Katalog der Gesellschaft herausfiel, das vergessen ging, das irgendwie nicht eintragbar war?

## 6.2 Die Verrätselung des Namenlosen

José Saramago zeigt in seinem Roman *Alle Namen*, was geschehen kann, wenn ein Name aus dem großen Katalog der Gesellschaft fällt. Ein Verwaltungsbeamter eines fiktiven Staates findet im Archiv des Zentralen Personenstandsregisters durch Zufall die Karteikarte eines ihm unbekanntem Menschen, die auf den Boden gefallen ist. Er hebt sie auf, sein Blick gleitet flüchtig über die Informationen, er will sie weglegen, doch dann lässt sie ihn nicht mehr los, es setzt ein Dialog des Erzählers mit seiner Figur ein:

Und warum schauen Sie dann unentwegt auf die Karteikarte dieser Frau, als hätte sie plötzlich mehr Bedeutung als all die anderen, Genau deshalb, werter Herr, weil sie unbekannt ist, Aber, aber die Kartei des Personenstandsregisters ist voller Unbekannter, Die sind in der Karte nicht hier, Was wollen Sie damit sagen, Ich weiß es nicht genau, Dann hören Sie auf mit den metaphysischen Betrachtungen, dafür scheint Ihr Kopf mir nicht geboren zu sein, gehen Sie und legen Sie die Karteikarte an ihren Platz zurück.<sup>265</sup>

Er verfällt der Obsession, die Person hinter der Karteikarte zu suchen, alles über sie herauszufinden. Allein die Tatsache, dass er sich unter diesem Leben, dass sich hinter der Karte verbirgt, nichts vorstellen kann, drängt ihn zu Nachforschungen. Er macht sich auf die irrlichternde Suche nach dieser Person in der Großstadt, sucht Spuren, die sie hinterlassen hat, befragt die wenigen Menschen, die mit ihr in Verbindung standen, bricht in Archive ein, fälscht Ausweise, verliert sein alltägliches Leben. Doch je mehr er herausfindet, desto weniger weiß er über das Leben der Frau, desto weniger versteht er die Bruchstücke. Als er eines Tages die Karteikarte entdeckt, die ihren Todesfall meldet, gerät er vollends an den Rand eines existenziellen Abgrunds. Alle Daten dieser Person waren sachgemäß auf der Karte

265 Saramago 1999, S. 40 f. Die spezielle Schreibweise, die auch mit der grammatikalischen zweiten Person operiert, gehört zum Stil des Romans und wurde in seiner Übersetzung direkt übernommen.

registriert, wie bei Millionen anderer Karten auch. Sie ist aufgrund eines kleinen Ereignisses aus der Ordnung gefallen, und ein womöglich gewöhnliches Leben erscheint dem Beobachter, der die Akte studiert, unversehens als unfassbar.

Darin lässt sich in Saramagos Roman etwas Paradigmatisches sehen: Die Effizienz der gesellschaftlichen Codierungsarbeit, die immer weitere Zonen des Sozialen symbolisch markiert, erzeugt auch eine neue Form von Rätseln, über die Frage der Relation der Nomenklaturen zu den konkret existierenden Menschen, einen weißen Raum, den auch die unzähligen Daten- und Markierungspunkte, erstellt, um die Existenzen zu fassen, nicht füllen können. Ein »anonymer Code« durchzieht das Soziale, bringt es hervor, verbindet und »satuiert« es, sagt Michel de Certeau,<sup>266</sup> aber er erzeugt gemäß der hier vertretenen Logik auch Zonen des Unmarkierten, denen irgendeinmal die Aufmerksamkeit zufällt. Oder anders ausgedrückt: Inmitten des Bereichs der hoch rationalen, administrativen Abläufe, dieser nüchternen Prozesse der Sortierung, Auswertung, Auflistung von Namen und Informationen von Menschen, dieses Reichs der Typisierungen und sozialen Klassifikationen, entsteht auch ein mächtiges Imaginäres, das sich im Gleichzug mit dem Fortschreiten der Markierungen und der Entwicklung einer umfassenden Registratur entwickelt.

Eine gesellschaftliche Herausforderung stellt sich gerade darin, diese Fiktionen zu kontrollieren, die über unmarkierte Zonen entstehen. Sie resultieren, so wurde bislang diskutiert, aus der Zirkulation von Schriften unbekanntem Ursprungs oder aus der Dynamik des Kapitals, dessen Eigener anonym bleiben. Anonymität ist die Markierungsweise dieser unmarkierten Zonen. Doch es bleibt die Frage, wann und weshalb dieses Unmarkierte der Individuen selbst zum Rätsel wird. Die Verrätselung eines Namenlosen setzt eine Praxis der Fiktionalisierung von Verbindungen voraus, die per se immer auch Potenzialitäten darstellen. So beginnt diese Verrätselung auch in der Literatur, die per se dem Fiktionalen zugewandt ist und zugleich ein Ort der Kontrolle von Fiktionen darstellt. Doch es entstehen auch Institutionen wie die Morgue, um das Namenlose, hier namenlose Leichname, gleichzeitig zu verrätseln wie zu enträtseln. Dies legt nahe, dass diese Dispositive der Verrätselung des Namenlosen auch eine gesellschaftliche Arbeit übernehmen. In diesem Zusammenhang erscheint der »anonyme Mensch«.

### *Der »anonyme Mensch«*

Wie das Anonyme als Name des Namenlosen zuerst in der Textwelt erschien, zunächst selbst Texte bezeichnend, so tauchten auch anonyme Menschen zuerst im Bereich der Literatur auf, aber anfänglich nicht in

266 Certeau 1990, S. 271.

der hohen Literatur, sondern in der Kolportage, dort wo sich die Literatur mit dem breiten Publikum verwebt. Anonymität, die Namenlosigkeit eines Menschen, war bis weit ins 19. Jahrhundert kaum ein Thema;<sup>267</sup> es gab allerdings Ausnahmen, die zeigen, dass die Anonymität einer Person im Prinzip denk- und sagbar war. So gibt es ein singuläres erotisches Werk mit dem Titel *L'amant anonyme*, das sich um eine adelige Frau dreht, die ihren Namen aus einschlägigen Gründen vor anderen verbirgt; die Anonymität ist in diesem Roman, der anderes zu erzählen hat, allerdings eher ein beiläufiger Gegenstand.<sup>268</sup> Es wird kein Spannungsverhältnis um die Anonymität aufgebaut.

Es war in der Umgebung der Littérature industrielle, dort wiederum in Balzacs Werkstätte, wo die Beschreibung des anonymen Menschen auftauchte und seine Anonymität zum Thema wurde, nämlich in einem Roman mit dem Titel *L'anonyme, ou, ni père ni mère*.<sup>269</sup> Der Roman wurde 2003 aufgrund einer Neuauflage erstmals Balzac zugeschrieben, zuvor war er noch anderen Autoren zugeschrieben worden – die Frage der Attribution führt hier unweigerlich in die Zeit, als das Konstrukt der Autorschaft noch instabil war.<sup>270</sup> Es brauchte einigen Aufwand der Herausgeberin, diese Zuschreibung zu rechtfertigen,<sup>271</sup> allerdings ist es letztlich irrelevant, wer tatsächlich zum Werk beitrug, die Frage der Anonymität spiegelte sich sowohl im Inhalt wie in den Produktionsbedingungen und trat so verdichtet an die gesellschaftliche Oberfläche.<sup>272</sup>

Es handelt sich dabei um ein typisches Exemplar der Littérature industrielle.<sup>273</sup> Der Gebrauch des Anonymitätsbegriffs entspricht in Balzacs Werk an sich der damals üblichen Praxis. Es wimmelt in seinen Erzäh-

267 Dies zeigt eine systematische Recherche in den Beständen der *Bibliothèque nationale de France*.

268 Mouhy 1755, S. 32, 71, 112.

269 Balzac 2003.

270 Das Exemplar, das in der Bibliothèque nationale de France archiviert ist, führt auf dem Frontispiz den Autor *A. de Vieller glé St. Alme* auf, der auf der Titelseite angepriesen wird als »Auteur de Charles Pointel, de l'Héritière de Riveque, de Jean Louis, de Micht et Christine, etc, etc.« bezeichnet, siehe L'Égreville 1823. Im Katalog der *Bibliothèque nationale de France* selbst wird das Werk unter dem Autor Auguste Lepoitevin de L'Égreville (1791–1854) ausgewiesen, der nichts weniger als unter 19 Pseudonymen veröffentlicht hat (Viiellerglé St. Alme ist ein Anagramm des Geburtsnamens), siehe Diethelm 2003, S. 11. Le Poitevin de L'Égreville arbeitete als Journalist und *homme de lettres*, der Romane zusammen mit Balzac und historische Darstellungen mit Étienne Arago verfasste und die Zeitungen *Le Figaro* und *La Liberté* gründete. Siehe hierzu: [catalogue.bnf.fr/ark:/12148/cb115799008](https://catalogue.bnf.fr/ark:/12148/cb115799008). Mit Balzac besaß er offenbar sogar ein gemeinsames Pseudonym, »Cloteaux«.

271 Ebd.

272 »Pour que le lecteur dévouvre de lui-même à quel point *L'Anonyme* est un texte, pour l'essentiel, balzacien«, ebd., S. 10.

273 Ebd., S. 11.

lungen von anonymen Schriften, die Geheimes an den Tag bringen und Personen denunzieren; Bücher, Zeitungsartikel und immer wieder Briefe. Es ergibt wenig Sinn, alle Stellen aufzulisten: Es handelt sich schlicht um Gutzkows »papierne Welt« und damit die textuelle Anonymität, die hier zutage tritt. Wie bei Gutzkow ist Anonymität zumeist ein Kampfmittel, das strategisch eingesetzt wird, um die soziale Ordnung zu stören und zugunsten bestimmter Akteure zu ändern. Balzac selbst hatte in diesem Sinne zu Beginn seiner Karriere von der Anonymität Gebrauch gemacht und sich hinter fiktiven Namen oder Namen anderer verborgen.<sup>274</sup>

Anders bei diesem Roman: Es handelt sich um eines der frühesten registrierten Dokumente, das aufgrund einer systematischen Suche im Katalog der *Bibliothèque nationale de France* zu entdecken war, bei dem »anonyme« nicht als Bezeichnung eines unbekanntenen Verfassers oder einer Aktiengesellschaft diente, sondern einen gewöhnlichen Menschen bezeichnete, dessen anonymen Status direkt auch zum Gegenstand der Fiktion, respektive der Reflexion wurde.<sup>275</sup> Auch die Herausgeberin schreibt, das Werk sei beachtlich, alleine schon wegen des Titels, den man in ähnlicher Form um 1820 nicht vorfände.<sup>276</sup>

Der Roman *L'anonyme ou ni père ni mère* zeigt zunächst ein bekanntes Motiv Balzacs, die brüskten und zufälligen Wege des sozialen Auf- und Abstiegs im nachrevolutionären Frankreich. Der Titelzusatz »Ni père ni mère« weist bereits auf die Zerstörung sozialer Verbindungen hin, die damals häufig Thema war und letztlich auch Le Plays Analyse der Familie bestimmte. Ein nicht namentlich genannter Philosoph beobachtet einen jungen, fremden Mann, der auf seltsame Art und Weise die Straße abschreitet, und sobald er sich unbeobachtet fühlt, frei vor sich hin zu referieren beginnt. Der Beobachter schreibt:

La conduite bizarre de ce jeune homme piqua tellement ma curiosité, que je résolus de le suivre afin de m'assurer si décidément c'était un être raisonnable ou un échappé des Petites-Maisons. Dans le premier cas la position de l'étranger devait être des plus extraordinaires, et par conséquent, très piquante à connaître; dans l'autre alternative, l'humanité m'ordonnait de ne point perdre de vue un malheureux privé de la raison.<sup>277</sup>

274 Balzac hatte zu dieser Zeit bereits 12 bis 15 Romane unter verschiedenen Pseudonymen verfasst und, wie augenscheinlich diesen, anonym publiziert, siehe Diethelm 2003, S. 8. Mit der selbst »anonymen« Teilnahme an den Ateliers Lepoitevins, wie die industrielle Schreibwerkstätte, in der er gearbeitet hatte, genannt wurde, versprach sich Balzac ein gesichertes Einkommen, vgl. ebd., S. 14.

275 Stieglers umfassende und theoretisch versierte Untersuchung zur Bedeutung des Eigennamens in der Literatur geht auch auf das Namenlose und seine narrative Bedeutung ein, konzentriert seine Untersuchung aber auf das 20. Jahrhundert, siehe Stiegler 1994, S. 18, 200 ff.

276 Diethelm 2003, S. 10.

277 Balzac 2003, S. 60.

Die freie, scheinbare motivlose Zirkulation der Person erweckt Aufmerksamkeit und auch den Verdacht, er könnte einer Anstalt entronnen sein. Allerdings bemerkt der Unbekannte, dass er beobachtet wird und stellt den Beobachter-Philosophen unter dem Vorwand, nach dem Namen einer Person zu fragen, zur Rede, weshalb er ihm folge. Hier zeigt sich bereits das Spannungsfeld, das aus einer Beobachterposition, einer an sich bekannten Ordnung und dem Auftauchen eines fremden, namenlosen Elements resultiert, das als Irritation der Ordnung auftritt und keineswegs passiv bleibt. Der Erzähler überreicht dem Beobachteten seine Visitenkarte und bekundet sein Interesse an seinem Gegenüber. Bei dieser freiwilligen Übergabe zeigt sich bereits das Motiv der Verrätselung: Der Erzähler-Beobachter sucht das Mysterium eigentlich. Es handelt sich nicht um die passive Erfahrung eines unbekanntes Anderen, um das Überwältigtwerden durch einen Fremden, das die Geschichte in Gang setzt, vielmehr sucht der Erzähler das Rätsel der namenlosen Person zu ergründen: »Je voulais à toute force une histoire et surtout une histoire mystérieuse«, rechtfertigt er die Übergabe der Karte.<sup>278</sup> Einige Tage später erhält er den ersten Brief von dem noch Unbekannten, und die Geschichte nimmt ihren Lauf. Sie handelt im Wesentlichen von der Suche nach dem unbekanntes Geburtsnamen und damit der Identität des Fremden, was sich letztlich aber als vergeblich erweist. Die Herkunft wird nie geklärt. Es handelt also nicht bloß um einen Unbekannten, sondern tatsächlich um einen Namenlosen, also einen anonymen Menschen, dessen soziale Bande, die Kripkesche Verkettung, gelöst oder vielmehr vernichtet worden sind; allerdings, so bemerkt der Namenlose lakonisch, ist dieser anarchische Zustand nicht unbedingt ein Problem für ihn:

Je ne regarderai jamais comme un malheur de me trouver seul au monde à dix-neuf ans, ou à peu près, j'ignore mon âge au juste ... J'ignore également le lieu qui m'a vu naître, et jamais je n'eus le bonheur vulgaire d'embrasser un père et une mère ... En un mot, je n'ai rien au monde, ni nom, ni parents, ni fortune, et je n'en suis pas plus triste.<sup>279</sup>

Die Namenlosigkeit wird damit sogar zu einem positiven Merkmal seiner spezifischen Existenz, und hier geschieht tatsächlich ein Umbruch, indem dieser Zustand eine eigentliche Bezeichnung erhält: Er definiert sich als *être anonyme* im »Ozean« des Realen der Gesellschaft. In einer Abendgesellschaft, in die ihn der Erzähler einführt, stellt er sich folgendermaßen vor: »Je veux dire, mesdames et monsieur, reprit-il en souriant, que je suis un pauvre enfant abandonné, sans guide, sans famille et sans fortune, au milieu du dangereux océan, qu'on nomme le monde, en un mot, un bâtard de père et de mère, ou comme je l'ai dit quelquefois plaisam-

278 Ebd., S. 61.

279 Ebd., S. 99.

ment, un être anonyme.«<sup>280</sup> Er sagt diese Sätze lächelnd, doch sein Diskurs wird mit »Grand Dieu«, »O ciel« und anderen Mitleidsbekundungen beantwortet;<sup>281</sup> die Selbstwahrnehmung entspricht also nicht der Fremdwahrnehmung, die die Bindungslosigkeit skandalisiert. Die unbekannte Elternschaft erzeugt flugs Imaginationen und Gerüchte, zumal sich keine gesicherten Spuren seiner Abstammung finden lassen. Es wird nie ganz klar, was mit ihm geschehen ist, außer dass er bei Verwandten aufgewachsen sei, aber auch das könnte eine bloße Imagination sein, weswegen flugs ein kollektives Spekulieren über seine potenzielle Herkunft beginnt. Womöglich entstammt er dem Hochadel:

Vous vous attendez sans doute à apprendre qui je suis. Je ne puis vous dire mon nom. Qu'il vous suffise de savoir que je suis la fille d'un noble et riche étranger. Mon père existe, il m'aime avec idolâtrie, il peut, il veut me protéger, et cependant, par un bizarre caprice de ma destinée, je me trouve en ce moment au pouvoir d'un parent, et du meilleur ami de mon père.<sup>282</sup>

Doch seine Hoffnung, seine wahre Identität zu finden, gibt er auf, er stellt sich darauf ein, sein Leben als Anonymer zu fristen: »Ulric perdait toute espérance de connaître jamais son sort et ses parents. Pauvre Ulric, tu ne seras donc toute ta vie qu'un anonyme?«<sup>283</sup> Tröstlicherweise erscheint er der Damenwelt als beinahe magisch schön (»ses yeux n'avaient rencontré un plus beau garçon que celui qui n'était, hélas! qu'un anonyme«).<sup>284</sup>

Der Roman operiert unverhohlen so mit den Mitteln der Kolportage. Diese belässt es indessen nicht bei dem subversiven Moment der Bindungslosigkeit, der Anonymität. Die Ordnung muss wieder hergestellt werden. Schließlich wird der Anonyme von einem Gönner adoptiert und erhält einen Namen, Ulric Duhamel,<sup>285</sup> der ihm die Möglichkeit gibt, sich flugs in den Ehestand zu begeben,<sup>286</sup> und die Ehe wiederum verschafft ihm ein glückliches Familienleben, gesegnet mit Kindern. Doch am Schluss wird die Kolportage ironisch nochmals durchbrochen. Auf seine Kinder blickend, verdreht der Anonyme die Ordnung: Einen Namen zu tragen, eine Herkunft zu haben, bedeutet gebunden, mehr noch der Gewalt dieser Ordnung, in Form körperlicher Schläge ausgesetzt zu sein; Anonymität erscheint ihm dahingehend wieder als eine Art Privileg: »Pauvres petits, vous aurez le malheur d'être fouettés paternellement et maternellement; que la volonté du ciel soit faite; n'est pas anonyme qui veut!«<sup>287</sup>

280 Balzac 2003, S. 146.

281 Ebd., S. 99.

282 Ebd., S. 158.

283 Ebd., S. 311.

284 Ebd., S. 165.

285 Ebd., S. 197 f.

286 Ebd., S. 313.

287 Ebd., S. 313.

Die ganze Erzählung kreist also um die Anonymität des Helden, ohne dass diese je aufgelöst wird. Die Namenlosigkeit ist hier diskurserzeugend, gerade weil sie mit diversen potenziellen Verbindungen einhergeht. Sie ist eingelagert in eine Gesellschaft, in der im Prinzip die symbolische Ordnung funktioniert, nur dadurch ergibt sich ein Spannungsverhältnis und auch die Erwartungshaltung, dass der Fall womöglich aufgelöst werden kann. Doch gerade dies geschieht nicht. Entsprechend verwundert zeigt sich auch die professionelle Rezeption des Werks. In der Zeitschrift *Le Pilote* wurde 1823 die nicht-aufgelöste Namenlosigkeit des Protagonisten folgendermaßen kommentiert: »on personnage principal, après avoir rempli trois volumes de ses aventures toutes fort piquantes, demeure inconnu comme au commencement du livre. Le public ne paraît pas fâché de cette tentative d'innovation, suffisamment justifiée par le succès.«<sup>288</sup> Die Tatsache, dass eine Person anonym sein und bleiben kann, ohne dass die Struktur der Erzählung in sich zusammenbricht, wurde als literarische Neinheit betrachtet.<sup>289</sup> Freilich, die breitere Öffentlichkeit schien sich an der erzählerischen Innovation nicht zu stören, dass der Held anonym bleibt, bemerkte der Rezensent, im Gegenteil, der Erfolg des Romans spräche für diese Geschichte. Zudem hat eine neue Form von Rätsel einen Namen gefunden, das »être anonyme«.

Diese Erzählung gleicht von ihrer Eingangssequenz her nun verblüffend einer 1840, siebzehn Jahre später, erstmals veröffentlichten Erzählung Edgar Allan Poes: *Man in the crowd*,<sup>290</sup> einer der bedeutenden Veröffentlichungen der beginnenden Moderne.<sup>291</sup> Es ließ sich nicht eruieren, ob Poe sich von Balzacs *L'anonyme* hatte inspirieren lassen, oder schlicht eine ähnliche Eingangsszene erdacht hatte,<sup>292</sup> doch hinsichtlich der Frage einer unversehens auftauchenden Verrätselung des Namenlosen wäre beides bemerkenswert. Es geht bei beiden Geschichten darum, dass ein Vertreter der etablierten Gesellschaft beobachtet. Wie bei Balzacs Erzählung wird auch Poes Held von einem Menschen auf der Strasse fasziniert, der dadurch auffällt, dass sie sich nicht einordnen lässt, deren Verhalten auf irgend eine Weise seltsam erscheint.

288 Zitiert nach Diethelm 2003, S. 39.

289 Ebd., S. 39.

290 Poe 1845.

291 Benjamin 1991b, S. 545, 550; Baudelaire 1868, S. 61.

292 Natürlich steht auch Balzacs Erzählung nicht im luftleeren Raum. So weist der Roman gewisse Parallelen zu Walter Scotts 1816 erschienener Erzählung *Guy Mannering* auf. Walter Scott galt bekanntlich Balzacs Bewunderung. Diese Erzählung thematisiert die Geschichte eines Kindes, das bei seinen Verwandten aufwächst und den seltsamen Namen *Brown* trägt. Er erweist sich ebenfalls als von adeliger Herkunft, kann aber seine Identität im Verlauf des Romans finden. Er bleibt also gerade nicht anonym, siehe Diethelm 2003, S. 32 f.

Bei Poes Erzählung kommt noch etwas hinzu. Ihr Held, von einer Krankheit genesen, sitzt in einem Kaffeehaus, Zigarren rauchend, und beobachtet in der abendlichen Dämmerung (dem Clair-obscur einmal mehr) die Menge, die vorüberströmt. Er dekliniert dabei angesichts der Passanten den bereits internalisierten Code der Markierung der Gesellschaft durch, die Einordnung der sichtbaren Personen nach Klasse, Beruf, Herkunft; er betrachtet sie in ihrer Menge gleichsam als gesellschaftliches Aggregat.<sup>293</sup> Dann fokussiert er näher auf die unzähligen Details, die zahllosen Variationen in Gestalt, Kleidung, Ausdruck. Er kann ihre soziale Position entziffern: »Undoubtedly noblement, merchans, attorneys, tradesmen, stock-jobbers«. Er unterteilt sie in die höheren Angestellten und die einfacheren, die ihn augenscheinlich nicht sonderlich interessieren, aber er deutet ihre Lage, Position, Erfahrung. Dann erkennt er auch die unteren gefährlicheren Schichten, jene der Taschendiebe, Spieler, Gauner. So gefährlich sie sein mochten, er kann sie lesen. Auch die Individuen mit tieferer sozialer Stellung lassen sich identifizieren, auch wenn sie sein Deutungsvermögen weiter herausfordern: »Descending in the scale of what is termed gentility, I found darker and deeper themes for speculation«.<sup>294</sup> Bettler, Hausierer, Dienstmädchen, geplagt von der Last der Arbeit und den Blicken der Männer, aber auch unzählige Säufer, die sich jeder Beschreibung widersetzen (»drunkards innumerable and indescribable some in shreds and patches, reeling, inarticulate, with bruised visage and lack-lustre eyes«).<sup>295</sup>

Doch selbst diese Elenden stellen für ihn noch kein Problem dar. Auch ihre Gesichter sind für den Beobachter wie offene Bücher lesbar: I could frequently read, even in that brief interval of a glance, the history of long years.<sup>296</sup> Bis er auf ein Gesicht mit einem Ausdruck stößt, das ihn vollständig fasziniert. Baudelaire beschreibt dieses Moment des Aufhorchens, des Gewährwerdens, der unversehenen Aufmerksamkeit auf die unmarkierte Erscheinung folgendermaßen: »Finalement, il se précipite à travers cette foule à la recherche d'un inconnu dont la physionomie entrevue l'a, en un clin d'oeil, fasciné. La curiosité est devenue une passion fatale, irrésistible!«<sup>297</sup> Die Tatsache eines Unmarkierten löst auch hier, allerdings erst in einer geordneten, wohlbekanntem Zone der abendlichen Berufsheimkehrer, eine für den Beobachter fatale Faszination aus.

Er beginnt, diesem rätselhaften Mann durch ganz London zu folgen, bis ins Morgengrauen. Er erkennt, dass er kein eigentliches Ziel besitzt, mehr noch, oft an dieselben Orte zurückkehrt, Kreise zieht, um dann wieder frei umherzuirren. Die einzige Regelmäßigkeit, die er erkennen kann,

293 Poe 1845, S. 220.

294 Ebd., S. 222.

295 Ebd., S. 222.

296 Ebd., S. 223.

297 Baudelaire 1868, S. 61.



ist, dass der Mann permanent die Nähe anderer Leute sucht. Er spricht sie nicht an, er bedrängt sie nicht, er möchte offenbar einfach in der Nähe anderer Leute sein. Dennoch identifiziert der Beobachter und Verfolger ihn sogleich mit dem absoluten Bösen: »This old man«, I said at length, »is the type and the genius of deep crime«.<sup>298</sup> Hier zeichnet sich dieselbe Konstellation wie bei Balzacs *Anonyme* ab. Es ist der Beobachter, der ein Rätsel sucht, er verrätzelt die Person, die sich über die ganze Geschichte hinweg unauffällig harmlos verhält, eigentlich. Es ist bei Poes Erzählung schwierig, in der fatalen Aburteilung dieses im wahrsten Sinne bedeutungslosen, i.e. unmarkierten alten Mannes einen Sinn zu sehen, außer man betrachte diesen Mann als ein völliges Kunstprodukt der Ordnung der Wahrnehmung selbst. Tatsächlich erscheint er nicht wirklich präsent in der Welt zu sein. Als der Verfolger ihn anzusprechen versucht, wird er schlicht ignoriert: »He noticed me not, but resumed his solemn walk, while I, ceasing to follow, remained absorbed in contemplation«.<sup>299</sup>

Weshalb erscheint diese Figur so faszinierend, weshalb erzeugt sie einen solchen Sog, weshalb wird der alte harmlose Mann derart verrätzelt? Der ganze Plot der Erzählung hat etwas Psychedelisches an sich: die nervöse Aufmerksamkeit, somatisch von der gerade überwundenen Krankheit verursacht, das wild flackernde Licht, in dem ein Gesicht als Ausdruck des Bösen erscheint, die Atmosphäre der Unheimlichkeit und der Bedrohung, die aber keinem realen Ereignis geschuldet ist. Es ist eher nicht die mangelnde Lesbarkeit – die Trunkenbolde, die er beobachtet, sind ja auch kaum zu beschreiben, aber sie interessieren ihn nicht –, die hier ursächlich für das erzählerische Spannungsfeld ist. Womöglich ist es vor allem die Tatsache, dass die Kategorien des Beobachters nicht greifen, sondern an der Ambivalenz des Gesehenen scheitern: »His clothes, generally, were filthy and ragged; but as he came, now and then, within the strong glare of a lamp, I perceived that his linen, although dirty, was of beautiful texture«; »He was short in stature, very thin, and apparently very feeble«; aber auch: »I caught a glimpse both of a diamond and of a dagger«.<sup>300</sup> »He walked moodily some paces up the once populous avenue«;<sup>301</sup> schließlich: »Some quarter of a mile long, he rushed with an activity I could not have dreamed of seeing in one so aged, and which put me to much trouble in pursuit.«<sup>302</sup> Die Kleidung ist zerschlissen *und* gleichzeitig wertvoll, er ist von zerbrechlicher Gestalt *und* trägt aber (scheinbar) einen Dolch, er geht gemächlich *und* rennt so schnell, wie es einem alten Mann nicht zuzutrauen ist. Desgleichen seine Miene, sie ist mal gleichgültig, um dann Blicke wie Blitze auf Passanten abzufeuern. Was sich anhand der Erscheinung

298 Poe 1845, S. 227.

299 Ebd., S. 228.

300 Ebd., S. 224.

301 Ebd., S. 226.

302 Ebd., S. 225.

und des Verhaltens zeigt, ist Teil des symbolischen Markierungssystems, aber zugleich auch nicht.

Der Beobachter kann die symbolischen Markierungen, obwohl mehr als deutlich vorhanden, nicht interpretieren sein internalisiertes »Portrait parlé« der Figuren, seine Bemühungen verlaufen angesichts der Erscheinung, die doch so gewöhnlich wirkt, im Leeren. Es ist eine psychedelische Krise der Beobachterposition, die sich hier äußert. Oder anders ausgedrückt: Eine Ordnung erweist sich flugs als phantasmagorisch dann, wenn eine Singularität genau betrachtet wird. Die Singularität wird durch einen Eigennamen in der Ordnung dennoch aufgehoben, fehlt der Eigenname, dann entsteigt der Kontrollkrise tatsächlich ein »être anonyme«.

### *Das Zeichen des Anonymen*

In beiden Erzählungen erzeugt eine nicht identifizierte singuläre Existenz angesichts einer bekannten Gesellschaft das Spannungsfeld. Dieser Mangel erscheint aber nur in Kontrast zu einer existierenden Ordnung selbst. Und vor allem, bei beiden Erzählungen besteht ein Bedürfnis, dieses Unmarkierte, diese Leerstelle eigentlich zu suchen; beide Beobachter des Sozialen, sowohl bei Balzac wie Poe jagen einem Rätsel hinterher, das sie selbst kreieren, und das selbst ein Moment dieser Ordnung darstellt.<sup>303</sup>

Einige Jahrzehnte später hatte sich der anonyme Mensch eigentlich in der Literatur etabliert, wie sich in Victor Hugos *Les Misérables* erkennen lässt. Der Roman intendierte ein umfassendes literarisches Gemälde der Gesellschaft der Elenden, mit einem immensen Arsenal an Protagonisten.<sup>304</sup> Die einzelnen Figuren waren dabei sorgfältig zueinander positioniert, sodass sie exakt den Rändern der Gesellschaft entsprachen.<sup>305</sup> In ihrer Gesamtheit ergaben die Figuren eine Matrix systematischer Bruchstellen der dominanten Ordnung, sie folgten damit einer »mineralogischen« Konzeption der Gesellschaft, die Hacking auch bei Le Play identifiziert hatte.<sup>306</sup> So entstand eine eigentliche Dystopie der bestehenden Ordnung: Die Elenden lebten auf einem anderen, kalten, sonnenfernen Planeten, wie Hugo schreibt:

Pères, mères, enfants, frères, sœurs, hommes, femmes, filles, adhérent, et s'agrègent presque comme une formation minérale, dans cette brumeuse promiscuité de sexes, de parentés, d'âges, d'infamies, d'innocences. Ils s'accroupissent, adossés les uns aux autres, dans une espèce de destin taudis. Ils s'entre regardent lamentablement. O les infortunés ! comme ils sont

303 Ein ähnliches Spannungsfeld zwischen markiertem Systemraum und erzählten Singularitäten lässt sich zu derselben Zeit auch in England erkennen, siehe hierzu Choi 2015.

304 Grossman 1991.

305 Laparra 2013, S. 71.

306 Hacking 1990, Chap. 16.

pâles ! comme ils ont froid! Il semble qu'ils soient dans une planète bien plus loin du soleil que nous.<sup>307</sup>

Die Figuren, die Hugo hier aufstellte, entsprachen also der bürgerlichen Ordnung, doch diese lag in Trümmern, die Menschen verbanden sich auf eine Art, die Hugo die »neblige Promiskuität« des Elends nannte. In dieser Ordnung der Misere trat nun eine Person auf, die explizit als »anonym« bezeichnet wurde. Hugo ging in seinem realistischen Anspruch gerade auf die Paradoxie des Signums der Anonymität ein: Die Person war anonym nicht in dem Sinne von »namenlos«, da sie in ihrem Umfeld ja erkannt und mit einem Rufnamen belegt wurde, sondern sie hatte keine soziale Registrierung, keine Herkunft. Das erste Buch des Werks schildert das Schicksal der jungen Frau, »Fantine«, die unter diesem Paradox lebt:

Fantine était un de ces êtres comme il en éclôt, pour ainsi dire, au fond du peuple. Sortie des plus insondables épaisseurs de l'ombre sociale, elle avait au front le signe de l'anonyme et de l'inconnu. Elle était née à M sur M -. De quels parents? Qui pourrait le dire ? On ne lui avait jamais connu ni père ni mère. Elle se nommait Fatine. Pourquoi Fantine ? On ne lui avait jamais connu d'autre nom. A l'époque de sa naissance, le directoire – existait encore. Point de nom de famille, elle n'avait pas l'Église; de famille point de nom de baptême, n'était plus là.<sup>308</sup>

An dieser Textstelle zeigt sich nun das Entscheidende: Fantine hat einen Namen bei ihren Gefährten. Doch zugleich ist sie anonym innerhalb der dominanten sozialen Ordnung der Gesellschaft selbst, innerhalb derer sie keinen Platz gefunden hatte. Das Anonyme bezeichnet hier den Zustand der Ordnung angesichts der »nebligen« Existenz einer anderen Ordnung. Die identische Person existiert in beiden Welten, in beiden ist ihr wahrer Name unbekannt, aber in nur einer Welt bleibt sie die Anonyme. In der Konfrontation von Welt und Gegenwelt wird das Anonyme zum spezifischen Kennzeichen: Fantine trägt das Zeichen der Anonymität »au front le signe de l'anonyme«; es ist das Zeichen des Bindungslosen in der dominanten Gesellschaft. Entsprechend kommt dem Anonymen unweigerlich etwas Heroisches zu, signalisiert es auch das Heraufziehen einer anderen kommenden Ordnung.

Fantine ist nicht die einzige anonyme Figur in *Les misérables*. Im fünften Band des Romanwerks schildert Hugo die Februarrevolution 1848, die das Erscheinen und die Möglichkeit eine andere Ordnung der Gesellschaft aufzeigt. Er beschreibt eine Szene auf der Barrikade, als die Situation ausweglos erscheint. Unversehens taucht ein anonym Unbekannter auf, der im Schatten des Sozialen existiert und eine Brandrede für den Widerstand

307 Hugo 1881, S. 243 f. Vgl. auch zur Interpretation des Dystopischen dieser Stelle die Arbeit von Grossman 1991, S. 30.

308 Hugo 1882, S. 175 f. Hervorhebung von mir.

hält. Bezeichnend ist nun, dass hier das Anonyme bereits als Typus einer Existenz auftaucht:

On n'a jamais su le nom de l'homme qui avait parlé ainsi; c'était quelque porte-blouse ignoré, un inconnu, un oublié, un passant héros, *ce grand anonyme* toujours mêlé aux crises humaines et aux genèses sociales qui, à un instant donné, dit d'une façon suprême le mot décisif, et qui s'évanouit dans les ténèbres après avoir représenté une minute, dans la lumière d'un éclair, le peuple et Dieu.<sup>309</sup>

Der Namenlose vertritt hier eine ganze Klasse von Menschen, die per se anonym sind: übersehenen Passanten, die aber gerade das Signum der menschlichen Krisen auf sich tragen. Doch unversehens treten sie aus dem Hintergrund hervor, zwar als Vorübergehende nicht gekennzeichnet, aber sie verkörpern gerade darin auch ein exemplarisches Wissen, mit dem sie, zumindest in der Fiktion, plötzlich hervortreten und die ganze Welt verändern können. Bei Poe erschien dieses Anonyme in der Ordnung als bedrohlich, hier zeigt es Züge einer Utopie, der »große Anonyme« artikuliert das Kollektivbewusstsein. Gerade indem er keine namentliche Person ist, verkörperlicht er eigentlich ein Größeres, Umfassenderes, das sonst nicht sichtbar wäre, einen schon fast magischen Moment, der auch dann als Potenzialität vorhanden ist, wenn die konkrete politische Bewegung verschwindet.<sup>310</sup>

Angefangen bei Balzac wird die Wahrnehmung des Anonymen nun selbst in eine erzählerische Form gegossen. Dies entspricht wohl auch einer eigenen literarischen Ökonomie: In einer zusehends systematisch durchcodierten sozialen Welt erzeugen Figuren, die zwar keinen Namen haben, aber Wissen tragen, eine Möglichkeit, das Andere der Welt, die Fragilität der bestehenden Ordnung zu erzählen. Die Dramatik der Erzählung steigert sich, je größer die Instabilität dieser Ordnung ist. Es ist wohl nicht zufällig, dass die Figur des Anonymen in der Literatur des postrevolutionären Frankreichs auftaucht, in seiner nur instabil rekonstruierten Ordnung, nun dann in der deutschen Literatur der Weimarer Republik, in einer ähnlich instabilen Situation nach dem Zusammenbruch einer sozialen Ordnung, wiederzukehren.<sup>311</sup> Namenloses wird imaginativ aufgeladen, gerade indem ein fehlender Name auf eine Leerstelle in einer be-

309 Hugo 1882, S. 18. Hervorhebung von mir.

310 Nicht umsonst greift Jacques Derrida in *Les spectres de Marx* diese Stelle auf: Derrida 1993, S. 158. Sie ist für Derrida gleichsam vorweggenommenes Signum dafür, dass die neue Internationale nach dem Zusammenbruch der marxistischen Systeme nur noch »anonym« erscheinen kann: »la nouvelle Internationale n'appartient qu'à l'anonymat«, ebd., S. 148. Derrida verbindet die Poe'sche Sichtweise mit jener Hugos: Er koppelt das Anonyme dieser Bewegung, die bloß noch spukt, sukzessive an das Unheimliche, siehe ebd., S. 212, 273.

311 Vgl. hierzu Pabst 2011, S. 23.

stehenden Ordnung verweist, sie erhält selbst einen Namen des Namenlosen. Das Anonyme tritt als soziale Klassifikation hervor – zuerst in der Literatur, und dies wohl nicht ohne Grund, ist die Literatur doch die gesellschaftliche Maschine zur Erzeugung wie zur Kontrolle von Fiktionen.

### *Das Spektakel namenloser Leichen*

Die Verrätselung bildet für die Literatur eine Möglichkeit, durch das Aufzeigen einer leeren Stelle eine abwesende, vielleicht kommende Welt zu erzählen. Darin spiegelt sich der spannungsvolle Zustand einer signierten Welt des Sozialen angesichts dessen, was nicht signiert ist. Freilich, was innerhalb der Logik des literarischen Feldes erscheint, bildet nicht unmittelbar die Wahrnehmung der Bevölkerung ab. Balzacs Roman *L'Anonyme*, für den breiten Markt geschrieben und dort erfolgreich platziert, signalisiert indessen eine kollektive »Rätselbereitschaft«, das zu identifizieren, was nicht der Ordnung angehört, und wie in einem Kriminalroman dieses schließlich in die Ordnung wieder einzufügen. »Anonyme« ist die Chiffre eines solchen Rätsels, aber noch nicht der Ausdruck einer breiteren Wahrnehmungsweise.

Doch mit dem Rätseln um das Namenlose war die Literatur tatsächlich nicht alleine. Wenn es einen Hinweis darauf gibt, dass die urbane Bevölkerung des 19. Jahrhunderts gerade nicht unter einem Anonymitätsschock litt, so liegt er in der Faszination öffentlich ausgestellter, namenloser Leichen. Die Suche nach dem Namen unbekannter Leichname bildete im 19. Jahrhundert ein makabres Spektakel, das die verschiedensten Instanzen der Gesellschaft, Polizei, Wissenschaft und Bevölkerung anhand des toten Körpers zusammenschloss. Die gelungene Identifikation war gerade auch Indikator dafür, wie sehr die Ordnung und ihre Bezeichnungsmacht funktionierten, indem das identifiziert wurde, was aus der Ordnung herausgefallen war. Deshalb entstanden eigentliche staatliche Dispositive der Verrätselung angesichts von Toten, die kein Signum, keine symbolische Verbindung mit dem Staat mehr aufwiesen.

Die symbolische Ordnung der Gesellschaft besitzt bei Saramago im Zentralen Personenstandsregister ein klares Zentrum, materialisiert in den beiden Archiven der Lebenden und der Toten, die sorgsam im Gleichgewicht gehalten werden.<sup>312</sup> Verschwindet ein Name aus einem Archiv, demjenigen der Lebenden, so muss er im anderen, dem Archiv der Toten, wieder erscheinen. Ist dies nicht der Fall, entsteht eine Störung der Ordnung; sie muss behoben werden, und die Verrätselung dient dazu, die gesellschaftliche Aufmerksamkeit zu konzentrieren, um die Korrespondenz der Archive wieder zu ermöglichen.

312 Saramago 1999.

Die französische Regierung kreierte genau für diese Aufgabe eine zentrale »soziale Institution« des 19. Jahrhunderts und ein Modell für andere Länder und Städte: die Morgue. Eine Halle, in der die namenlosen Toten, die auf der Straße aufgefunden wurden oder die die Seine anspülte, zur Identifikation der Öffentlichkeit vorgeführt wurden, um ihre Namen zu ermitteln.<sup>313</sup> Charles Nodier beschrieb die Morgue folgendermaßen: »La Morgue est la chapelle ardente de l'infortune et du crime. C'est là que l'on dépose les morts qui n'ont pas de nom, et que la police a recueillis sur la voie publique. C'est une espèce de tribunal épuratoire où l'on déchiffre l'anonyme du cadavre, avant de le donner à la voirie ou au cimetière.«<sup>314</sup> Es galt, einem Ritual gleich einen »anonymen« Leichnam zu dechiffrieren, um seinen Namen zu erfahren, sodass er schließlich wieder in die Gesellschaft eingefügt werden könne, damit es möglich wurde, ihn zu beerdigen.

Die Morgue fungierte als ein zentraler Ort, an dem die Irregularitäten der Gesellschaft geregelt wurden,<sup>315</sup> oder wie Gavinzel in seiner 1882 erscheinenden *Étude sur la Morge* schrieb:

Une société bien organisée répond de tous ses membres. L'état civil en tient un compte sévère: les entrées, les sorties, c'est-à-dire les naissances et les décès y sont consignés avec soin. La Morgue est le complément indispensable de l'état civil; elle est aussi utile que lui; c'est le contrôle des sorties irrégulières.<sup>316</sup>

Für die staatliche Ordnung endet die Existenz eines Individuums schlicht nicht mit seinem Leben,<sup>317</sup> das Individuum existiert weiter als Spur in der Registratur, die gerade dadurch ihre Bedeutung behält, dass sie während einer Zeit synchron mit einer biologischen Existenz war. Die Morgue erschien hier als eine materialisierte Schnittstelle dieser beiden verschiedenen Sphären der Lebenden und der Toten. Diese Institution erwies sich als eine Bruchstelle, aufgrund derer die Existenz von Körpern öffentlich wurde, die sich der Ordnung nicht mehr fügten, die entsprechend beobachtet, erforscht wurden.

Die Bedeutung dieser Institution für den Staat zeigte sich nicht zuletzt darin, dass die Morgue im Herzen von Paris eingerichtet wurde. Die Ursprünge der Institution lassen sich bis ins vierzehnte Jahrhundert zurückverfolgen und signalisieren gerade damit auch die unterschiedlichen Verhältnisse des Staates zu seinen Bewohnern und deren sterblichen Überreste. Aufgefundene unbekannte Tote wurden zunächst von den Schwestern des Ordens Sainte-Catherine aufgenommen, hergerichtet und bestattet, sofern sich die Polizei nicht dafür interessierte.<sup>318</sup> Als die Gefängniszellen

313 Mitchell 1976; Bernard 2001, S. 256.

314 Nodier 1838, Kapitel *La Morgue*.

315 Bernard 2001, S. 156; Bertherat 1998, S. 275.

316 Gavinzel 1882, S. 46.

317 Bertherat 1998, S. 275.

318 Guillot 1887, S. 23.

des Châtelet verlegt wurden, dienten dessen Kellergewölbe zur temporären Aufbewahrung von Toten (die so genannte »Basse Geôle«). Das Interesse für diesen Ort schien noch begrenzt, es handelte sich um jene, »qui n'ont pas de demeure, pas de parents, pas d'amis, ou de ceux que, dans un intérêt général, la justice enlève à leur famille«.<sup>319</sup> Es war ein trister Ort der Vergessenen und Verlassenen. Er war nass, dunkel, infektiös, die aufeinandergeworfenen Leichen wurden nur von Verwandten aufgesucht, die einen Angehörigen vermissten.<sup>320</sup> Weshalb dieser Ort als »Morgue« bezeichnet wurde, ist nicht geklärt.<sup>321</sup> Louis XIV. ordnete 1713 an, dass die nicht-identifizierten Toten besichtigt werden könnten, somit war die Morgue als Institution des öffentlichen Lebens entstanden.<sup>322</sup> Nach der Revolution wurde das Châtelet geschleift und die Morgue wurde an einen anderen, ebenso zentralen Ort verlegt, beim Pont St. Michel. Diese Lage war strategisch geschickt gewählt, im Zentrum von Paris gelegen, präsentierte sich das Gebäude im Stil eines griechischen Mausoleums den zahlreichen Passanten unübersehbar, um die Identifikation namenloser Tote die größte Chance zu geben. Schon alleine die Architektur war bemerkenswert; es fragt sich, weshalb, nachdem sie früher in ein feuchtes Kellerloch verbannt waren, nun die namenlosen Toten einen eigenen »Tempel« im Zentrum der Hauptstadt erhielten (vgl. die Abbildung 43).

Die symbolische Überhöhung wurde denn auch in den Kommentaren und Beschreibungen zur Morgue deutlich, indem diese die *sinistre* Konnotation hervorhoben: »La Morgue, c'est le Luxembourg, la Place Royale de la Cité«,<sup>323</sup> und: »Voici, après l'échafauf, le plus hideux des monuments de la civilisation«,<sup>324</sup> sowie: »La Morgue est la chapelle ardente de l'infortune et du crime«.<sup>325</sup> Auffällig ist die Architektur in Form eines Tempels, die sich markant von anderen Gebäuden der Umgebung abhob. Das Gebäude befand sich zugleich in der Nähe der *Ile de la Cité* und damit in der Nähe der Polizeipräfektur und des Justizpalasts, es war also nahe an häufig frequentierten Straßen platziert. Die Illustration (Abbildung 43) zeigt die Einlieferung eines Leichnams, die von Passanten neugierig verfolgt wird, während andere ihrer gewohnten Wege gehen. Das Nachfolgegebäude wurde 1864 bezogen, da die Größe des alten bezüglich der anwachsenden Bevölkerung von Paris nicht mehr genügte. Es stand ebenso zentral direkt hinter der Notre Dame und trug auf der Front die Inschrift: *Liberté, Egalité, Fraternité*.<sup>326</sup> der zentrale Code der französischen Gesellschaft.

319 Ebd., S. 8.

320 Maillard 1860, S. 4–11.

321 Ebd., S. 4–11.

322 Mitchell 1976, S. 581.

323 Gozlan 1831, S. 303.

324 Nodier 1838, Kapitel *La Morgue*.

325 Maillard 1860, S. 101 f.

326 Mitchell 1976, S. 581.

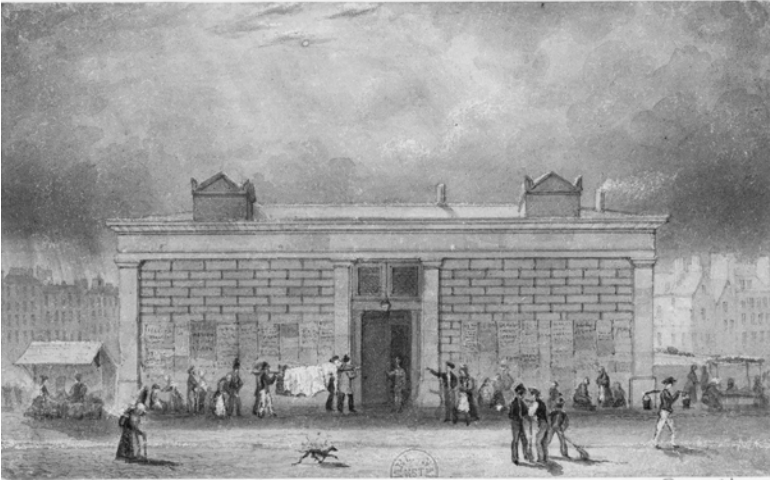


Abbildung 43: Ein Schrein für namenlose Leichen:  
Außenansicht der Morgue 1829.

Quelle: Bibliothèque nationale de France, département Estampes et photographie, FOL-VE-53.

Gleichsam im Zentrum der staatlichen Ordnung wurden jene Körper präsentiert, die in seiner Ordnung nicht mehr integriert werden konnten.

Es lässt sich vermuten, dass die Morgue deshalb so augenfällig konstruiert und platziert wurde, weil in einer Zeit, in der die Codierung des sozialen Raumes als zentrales Element des Aufbaus eines modernen Staates, der seine Einwohner genau registrieren wollte, dem Namenlosen, dem Nicht-Registrierten entsprechend eine besondere Bedeutung zukam. Dafür spricht auch, dass die Installation der Institution sich gegen zahlreiche Widerstände durchsetzen musste, die sich gegen ihre Einrichtung artikulierten. Es gab öffentliche Kontroversen, dass der Besuch der Morgue gratis sei, sich an einem so zentralen Standort befände, und dass die Morgue womöglich ein Hygienerisiko darstelle.<sup>327</sup>

Das Innere des Gebäudes war nach seinen zentralen Funktionen aufgeteilt.<sup>328</sup> Neben der Präsentation der Leichen galt es auch, gesetzliche, polizeiliche, administrative Arbeiten vorzunehmen, und es wurde Forschung betrieben.<sup>329</sup> Die Besucher traten in eine große Vorhalle ein. Links neben dem Eingang befand sich die *Salle d'exposition*, deren Architektur am ehes-

327 Maillard 1860, S. 85–92; Guillot 1887, S. 116.

328 Vgl. zur exakten Darstellung: Maillard 1860, Chapt. II *Description de la morgue*.

329 Dementsprechend lautet auch die heutige Bezeichnung *Institut Médico-Legal*. Siehe: [www.prefecturedepolice.interieur.gouv.fr/demarches/institut-medico-legal-de-paris](http://www.prefecturedepolice.interieur.gouv.fr/demarches/institut-medico-legal-de-paris).



ten dem eines Aquariums glich.<sup>330</sup> In der ganzen Länge der Halle waren fünf Aufbahrungsvorrichtungen aus schwarzem Marmor eingelassen, die mit einer Glasscheibe vom Publikum abgetrennt waren. Die Leichen waren beleuchtet und so aufgebahrt, dass sie von den Vorbeigehenden genau betrachtet werden konnten. Über den Aufbahrungsvorrichtungen waren Sprinkler eingelassen, mit der die Leichen mit Wasser und Chemikalien besprüht werden konnten,<sup>331</sup> um die einsetzende Verwesung aufzuhalten (vgl. die Abbildung 44). Über eine gläserne Decke wurde der Saal mit Licht versorgt.

Rechts neben der Eingangshalle befand sich eine Türe mit der Überschrift »Greffe«, Kanzlei, in der die Verwaltungsarbeit, die Registrierungen, vorgenommen wurde. An dieser Tür war ein Schild angebracht.<sup>332</sup> Das eigentliche und primäre Ziel dieser Institution sei es, so die Aufforderung an das Publikum, die Namen der Leichen bekannt zu geben. Was hier erstaunt, ist die explizite Erwähnung, dass alles gratis sei, als ob es sich um ein Angebot handle, für das die Passanten sogar bezahlen würden.

PRÉFECTURE DE POLICE  
AVIS AU PUBLIC  
Le public est invité à faire au bureau du Greffe, à la Morgue, la  
déclaration du nom des individus qu'il pourrait reconnaître.  
Cette déclaration n'entraîne aucuns frais, de la part des  
étrangers, des amis ou de la famille même du défunt.  
ELLE EST TOUTE GRATUITE

Im hinteren Ende der Kanzlei befand sich der Durchgang zur *Salle de dissection*, die der Autopsie und der Forschung diene und damit vor dem Publikum verborgen blieb. Noch weiter hinten schloss sich die *Salle des morts* an, hier wurden die Toten aufgebahrt, deren Identifikation abgeschlossen, deren Autopsie vollzogen war, und die nur noch der Beerdigung zugeführt werden mussten. Die Aufnahme einer Leiche in die Morgue war minutiös geregelt, jeder Handgriff, jede Verfahrensweise war genauestens festgelegt, wann welche Instanzen zum Zuge kamen, wer welche Rechte hatte. Es gab mehrere Formulare, in denen die Angaben zu dem Toten gleich in zweifacher Ausführung erfasst wurden. Minutiös war vorgeschrieben, welche Informationen vorhanden sein mussten, damit eine Leiche als identifiziert und die Todesursache als bekannt gelten durfte. Bis dahin blieben die entsprechenden Felder der Formulare leer.<sup>333</sup> »Tout corps, à son arrivé, sera déposé dans le lavoir. Il y sera déshabiié. lavé et exposé immédiatement aux regards du public, hors le cas où il

330 Mitchell 1976, S. 584.

331 Gavinzel 1882, S. 14.

332 Ebd., S. 11.

333 Maillard 1860, S. 49–59; Gavinzel 1882, S. 19.

serat connu ou méconnaissable. Les vêtements seront lavés au battoir, et à grande eau; ils seront placés au dessus du corps pendant le temps indiqué». <sup>334</sup> Guillot, der der Morgue kritisch gegenüberstand, staunte, welche Mengen von Papier und Formularen verbraucht wurden, um einen Toten zu registrieren:

On ne saurait s'imaginer tout ce qui se consomme à la Morgue de papier, d'encre, de registres, d'imprimés, et l'on se demande comment un personnel trop peu nombreux peut suffire à toutes les exigences sans cesse croissantes de l'administration, de la justice et de la faculté de médecine. <sup>335</sup>

Es war, als würde der namenlose Körper förmlich in Papiere und Formulare eingewoben, um ihn so in die staatliche Registratur zurückzuholen. Der Körper wurde während 72 Stunden ausgestellt. Wenn er innerhalb dieses Zeitpunkts nicht identifiziert werden konnte, wurde er der Beerdigung überführt, aber die Kleider blieben noch während weiterer fünfzehn Tage ausgestellt. <sup>336</sup> War der Leichnam identifiziert, wurde er sogleich dem Blick der Öffentlichkeit entzogen. <sup>337</sup>

Die Morgue vereinigte zahlreiche rationale Verwaltungsabläufe, juristische Abklärungen, wissenschaftliche Forschungen mit einer symbolischen Inszenierung und einem öffentlichen Spektakel auf spezifische Weise und galt daher als eine »institution éminemment française«. <sup>338</sup> Paris war die erste europäische Stadt, die eine solche Institution einrichtete; in der einen oder anderen Form wurde sie allerdings von zahlreichen größeren Städten Europas übernommen. Die Institution entsprach offensichtlich einem Bedürfnis des sich modernisierenden Staates. <sup>339</sup> Aufgrund ihrer gesellschaftlichen Bedeutung und ihres wissenschaftlichen Anspruchs wurde die Performanz dieser Institution genauestens beobachtet. Ein Ziel der Morgue war es, die Todesursache zu ermitteln; die daraus resultierenden Statistiken waren entsprechend zahlreich und fein ziseliert, ähnlich heutigen statistischen Angaben. Es ergibt sich ein Bild des Elends dieser Zeit, wenn beispielsweise die Motive für Selbstmord, die von den Angehörigen erfragt wurden, heute konsultiert werden. In wohlhabenden Quartieren wie der Chaussée d'Antin wurden sehr viel weniger namenlose Tote »produziert« als in Quartieren, in denen wirtschaftliche Not herrschte, wie im Temple-Quartier. <sup>340</sup> Diese Untersuchungen wurden in vielfältiger

334 Maillard 1860, S. 55.

335 Guillot 1887, S. 175.

336 Maillard 1860, S. 52.

337 Ebd., S. 53.

338 Gavinel 1882, S. 46.

339 Mitchell 1976, S. 585.

340 Devergie 1851, S. 19 f. Devergie war sich sehr wohl bewusst, dass sich Verhältniszahlen nur beschränkt berechnen lassen, gerade auch angesichts der wohnortslosen population flottante, siehe ebd., S. 16.



Abbildung 44: Identifikation namenloser Toter: Innenansicht der Morgue 1845.  
 Quelle: Bibliothèque nationale de France, département Estampes et  
 photographie, FOL-VE-53 (G).

Weise weiter ausgewertet und repliziert.<sup>341</sup> Wie Mitchell feststellt, wurde hierfür das erste Mal auch die soziale Integration als Faktor des Elends erkannt, die Durkheim später dann als zentrales Moment in seine Soziologie aufnehmen sollte.<sup>342</sup> Die Untersuchung der Gründe dafür legen nahe, dass dieses Dispositiv nicht nur der Wiederherstellung der Ordnung der Namen und der Individuen diene, sondern dass es auch darum ging, die zuvor unbekanntenen Toten mit einem Erklärungsmuster für die Todesursache zu versehen, was den Todesfall wiederum begreifbar machte. Die Wissenschaft sollte sich gegen die wuchernden Erzählungen positionieren, die über die Vorfälle unweigerlich ins Kraut schossen: »Notre but est tout différent, nous faisons une œuvre sentimentalement scientifique«, schrieb Gavinzel in seiner Studie zur Morgue.<sup>343</sup> Die Morgue war auch ein Tempel sozialer Fiktionen, und die Wissenschaft sollte sie kontrollieren.

341 Marevéry 1885, S. 78 f.

342 Mitchell 1976, S. 588 f.

343 Gavinzel 1882, S. 8.

Doch das primäre Ziel blieb die Klärung der Identität. 1851 veröffentlichte Alphonse Devergie, der *Médecin inspecteur der Morgue*,<sup>344</sup> die erste Statistik, die *Statistique décennale de la morgue* (1836–1846), die den Erfolg der Institution quantifizierte.<sup>345</sup> In diesem Zeitraum von zehn Jahren wurden 3'438 Leichen oder Leichenteile der Morgue übergeben.<sup>346</sup> Darunter war eine große Zahl von Neugeborenen und Föten, es gab aber auch nur Knochenbestandteile. Wurden diese von den gefundenen Leichen und Leichenteilen abgezogen, blieben 2'851 potenziell identifizierbare Leichen. Davon blieben nach der Präsentation der Öffentlichkeit noch lediglich 378 Tote ohne Namen, ohne Identität übrig. Ganze sieben von acht Individuen konnten somit von der Bevölkerung identifiziert werden; die Pariser Bevölkerung war sich keineswegs unbekannt, sondern wusste genau, wer unter ihr lebte. Devergie spricht hier von einem großen Erfolg, den er allerdings vor allem den Verwaltungsangestellten und ihrem Eifer zuschrieb. Bei Leichen, die nicht in die Morgue eingeliefert wurden, ließ sich nur zu einem Drittel die Identität ermitteln.<sup>347</sup> Devergie rechnete sogar die Zeit aus, die verstrich, bis ein unbekannter Körper im Durchschnitt identifiziert werden konnte: Es geschah innerhalb eines Arbeitstages und 40 Minuten.<sup>348</sup>

Die Tatsache, dass durchschnittlich innerhalb von etwas mehr als einem Tag und bei sieben von acht unbekanntem Leichen die Identität ermittelt werden konnte, mochte aus den Bemühungen der Beamten resultieren; sie zeigt aber auch die immense Fähigkeit dieser Gesellschaft, jedes einzelne ihrer Mitglieder mit hoher Wahrscheinlichkeit wiederzuerkennen, sofern die kollektive Aufmerksamkeit auf das Mitglied gerichtet war. Es ließe sich argumentieren, dass vornehmlich die besorgten Angehörigen die Vermissten in der Morgue aufsuchten, doch gerade dies war offenbar nicht der Fall, sie wurden vornehmlich durch Passanten identifiziert, wie Maillard in seiner Untersuchung darlegte:

On serait dans l'erreur si l'on croyait que les reconnaissances sont dues principalement aux parents, c'est-à-dire à la sollicitude, à l'anxiété d'une famille; il est parfaitement démontré que les deux tiers des reconnaissances n'ont lieu que par des indifférents, des promeneurs qui, en passant, entrent jeter un coup d'œil sur la *Salle d'exposition*. Le lundi, jour où les ouvriers ne travaillent point, où ils circulent dans Paris, donne lieu à presque autant de reconnaissances que le reste de la semaine.<sup>349</sup>

Man läge total falsch, wenn man glaubte, die Identifikationen geschähen hauptsächlich aufgrund der Sorge und der Ängstlichkeit der Familien, so

344 Maillard 1860, S. 37.

345 Devergie 1851.

346 Ebd., S. 6.

347 Ebd., S. 8, 20.

348 Ebd., S. 9.

349 Maillard 1860.

Maillard: Es sei nachgewiesen worden, dass zwei Drittel der Identifikationen durch Außenstehende geschähe, durch Vorübergehende, die *en passant* in der Morgue vorbeischaun, um noch schnell einen Blick in die *Salle d'exposition* der Morgue zu werfen. Dies zeige sich nicht zuletzt auch daran, dass montags, wenn die Arbeiter üblicherweise frei hatten und durch Paris promenierten, so viele Erkennungen geschahen wie während der übri- gen Woche.<sup>350</sup>

Angesichts der Tatsache, dass diese Performanz der Morgue von staatlichen Stellen genauestens beobachtet wurde, lässt sich die Inszenierung eines Spektakels um die ausgestellten Leichname als eine geschickte Strategie interpretieren, das Wissen der Bevölkerung, die auch in der Großstadt sehr genau weiß, was in ihrer Umgebung geschieht, für die Identifikation von Leichen nutzbar zu machen. Die Betonung, dass der Besuch gratis sei, erhellt sich damit. Der Besuch der Morgue gehörte entsprechend zu einem beliebten gesellschaftlichen Anlass in Paris. Die Betrachtung der körperlichen Überreste eines namenlosen Lebens brachte offenbar ein spektakuläres Anderes in den Alltag, es bot Anlass für Geschichten, Rätsel, Schauer und war deshalb auch Objekt der physiologischen Stadtbetrachtung. In *Paris, ou Le livre des cent et un* beschrieb Léon Gozlan den gesellschaftlichen Anlass der Morgue als einen Ort des beständigen Spektakels: »On va là pour voir les noyés, comme ailleurs on va pour voir la mode nouvelle, les orangers en fleurs les marronniers qui se rouillent au vent d'automne, le printemps et l'hiver.«<sup>351</sup> Die Morgue erzeuge darüber hinaus ein eigenes besonderes Marktumfeld, so Gozlan, wo die Preise ob der vielen Passanten höher seien. Die Morgue sei der »point central« der Umgebung, ein spezieller Kontrast zum nahe gelegenen Blumenmarkt.<sup>352</sup> Die angelieferten Leichen bieten sogleich Anlass für eine angeregte Konversation: »Il était bel homme, celui-ci. — Il était blond, — celui-là. — Avez-vous remarqué cette grisette, ce matin? pas fière! les bas fils d'Écosse! — Encore une! — Croyez - vous ? — Elle l'était; vous n'avez donc pas examiné son ventre? pauvre enfant! Ils se sont fait ce plaisir, et il est grand, je le conçois.«<sup>353</sup> Gozlan beschreibt die Besuche missbilligend als beinahe feierlichen sozialen Anlass, mittels dessen sich die Pariser mit den neuesten Geschichten versorgten.

350 Selbst Guillot, der der Morgue sehr kritisch gegenübersteht, muss anerkennen, dass 1885 von 850 eingelieferten unbekanntem Leichnamen lediglich 93 unidentifiziert geblieben waren. Bemerkenswerterweise lag 1885 der Anteil der Toten, die der Öffentlichkeit präsentiert werden mussten und identifiziert werden konnten, bei knapp 100. Die Fortschritte der Forensik dürfte bereits hier Wirkung gezeigt haben, siehe Guillot 1887, S. 205.

351 Gozlan 1831, S. 303.

352 Ebd., S. 304.

353 Ebd., S. 303.

La Morgue devient la grande attraction; l'ouvrier quitte son atelier, la femme prend son nourrisson sur ses bras, l'enfant fait l'école buissonnière, et les voilà qui partent en longue file, non pour s'en aller dans les champs respirer un air pur et cueillir des fleurs au fond des bois, mais pour se repaître d'un spectacle dégoûtant, au milieu de l'âcre odeur de l'acide phénique; peu leur ils sont contents, ils importe, vont là comme à une partie de plaisir, ils font queue pendant des heures entières, ils se bousculent à la porte, ils montent les uns sur les autres; la plupart du temps ils ne voient rien et leurs regards curieux ne peuvent percer le voile de buée qui s'étend sur les glaces de la vitrine.<sup>354</sup>

Zum Plaisir trug auch bei, dass oft ein Piano in der Morgue spielte. Die Besucher oder der Greffe selbst wirkten als Artisten.<sup>355</sup> Der absolute dramatische Höhepunkt der Szene trat dann ein, wenn vor dem Hintergrund von Pianoklängen unversehens ein Leichnam identifiziert wurde. Guillot schildert dieses Drama folgendermaßen:

Souvent, au milieu des groupes qui se pressent la vitrine, retentit tout à coup une déchirante exclamation; une femme a reconnu le fils ou le mari disparu dans ce cadavre étendu sur le marbre; sa douleur éclate en sanglots, en convulsions, en cris désespérés, au spectacle de cette mort qui a presque toujours pour cortège le crime, la ruine ou le déshonneur. On tire alors le rideau derrière le vitrage, la porte du greffe s'ouvre, et le drame se continue dans la salle fermée au public.<sup>356</sup>

Benjamin zitiert in den Materialien zum Passagenwerk eine Schrift zur Reform der städtischen Ordnung, in der missbilligend konstatiert wird: »Je n'exagère pas, il se passe chaque jour a la Morgue des scènes graveleuses; on y rit, on y fume, on y cause à haute voix«. <sup>357</sup> Mit solchen Szenen des Spektakels erreichte die Morgue aber gerade das staatlich Erwünschte. Das Spektakel des Wiedererkennens, des Verleihens eines Namens, ist eigentlich der dramatische Höhepunkt dieser ganzen Anordnung.<sup>358</sup> Bei besonders spektakulären Funden oder Kriminalfällen vermochte die Morgue die Zahl der Besucher kaum mehr zu fassen. Der Andrang, die Menge, die sich vor der Morgue staute, suchte damals seinesgleichen. Die Massen wurden dabei eigentlich angeworben, einerseits durch die Presse, andererseits durch Polizisten, die Fotografien der Leichen mit sich trugen und

354 Guillot 1887, S. 158 f.

355 Ebd., S. 118.

356 Ebd., S. 207.

357 Es handelt sich um das Exzerpt einer Schrift von Edouard Foucaud: *Paris inventeur Physiologie de l'industrie française Paris* 1844, zitiert nach Benjamin 1991c, S. 518.

358 Für Schwartz ist denn die Morgue nichts anderes als ein Ausdruck der frühen Unterhaltungskultur der Massen, die nach der Schließung der Morgue an anderen Orten, beispielsweise in Wachsfigurenkabinette weiterlebt, siehe Schwartz 1998, S. 88.

zeigten, um die Leute zur Identifikation in die Morgue zu holen. Im November 1876, angesichts eines besonders drastischen Mordfalls an einer Frau, zählte die Morgue an einem Tag 30'000 und am nachfolgenden Tag 40'000 Besucher.<sup>359</sup> Bertherat zitiert eine Schätzung von einer Million Besuchern im Jahr.<sup>360</sup> Dieses Spektakel erschien denn auch in den Reiseführern, die den Fremden den Besuch der Morgue empfahlen.<sup>361</sup> Gleichzeitig bildeten die Szenerie, die morbide Atmosphäre und die Toten ohne Identität eine nicht versiegende Quelle von Erzählungen und Poesie, ganze Bände voller Gedichte, so Mitchell, wurden über die Morgue verfasst (»sans leurs feuilles d'identité // il partirent pour l'autre monde«, um zwei Zeilen zu zitieren).<sup>362</sup>

Zola gibt die Atmosphäre in der Novelle *Thérèse Raquin* wieder, er schildert den Charakter des Spektakels, das für alle offen stehe, da kein Eintritt verlangt werde (»la morgue est un spectacle à la portée des toutes les bourses«), die Vorgänge ähnelten jenen in einem vollen Theaterhaus. Poe nimmt die düstere Stimmung in seiner 1841 erschienen Erzählung *Der Doppelmord an der Rue Morgue* auf. Eine Rue Morgue hatte es in Paris freilich nie gegeben.<sup>363</sup>

Von einer Gesellschaft von Fremden und sich fremd gewordenen Mitgliedern lässt sich hier schwerlich sprechen. Doch das Interpretationsschema, dass die Morgue auf irgendeine Weise mit einer selbst verbreiteten Anonymität der Gesellschaft zu tun habe, ist schnell zur Hand, überdeckt aber das Eigentümliche, Absonderliche dieser Institution als Gradmesser der Ordnung innerhalb der urbanen Gesellschaft. So schrieb Schwartz in ihrer Untersuchung: »The Morgue represented the quintessentially urban experience of anonymity with its potential for both increased freedom and alienation«<sup>364</sup> In derselben Weise schreibt Bertherat in seiner Untersuchung zur Morgue: »L'anonymat devient un problème d'ordre public. La grande agglomération parisienne submergée par les flux migratoires tend à broyer les identités«.<sup>365</sup> Die »Migrationsströme« hätten ein Problem der öffentlichen Ordnung erzeugt, indem die Identität der autochthonen Bevölkerung untergraben werde und die »Anonymität« zum Problem gerate. Diese Argumentation blieb ohne jegliche Belege oder zumindest weitere Indizien, und zeigt gerade dadurch, dass sie einer identitären Argumentation des 20. Jahrhunderts gleicht. Es zeigt sich deutlich, wie sehr hier Interpretationsmuster, die dem 20. Jahrhundert entstammen, über das 19. Jahrhundert gelegt wurden. Menschen, die keinen Namen hatten oder denen

359 Mitchell 1976, S. 591.

360 Bertherat 1998, S. 286.

361 Guillot 1887, S. 155.

362 Mitchell 1976, S. 583.

363 Diese Quellen sind zitiert nach ebd., S. 583.

364 Schwartz 1998, S. 46.

365 Bertherat 1998, S. 274.

kein Name mehr zugeschrieben werden konnte, erschienen wie gezeigt als attraktives Rätsel, als spektakuläre Ausnahme. So ist auch der Besuch der Morgue wenig plausibel mit einer Anonymitätserfahrung in Verbindung zu bringen. Eher ist etwas anderes der Fall: Die Gesellschaft feierte ihr Wissen über sich selbst und ihre profunde Kenntnis über die Existenz der anderen, was sich jederzeit aktivieren ließ, sofern das Interesse denn vorhanden war und sofern die Namenlosen hinreichend verrätselt wurden.

### Die Regulation von Fiktionen in der Leichenhalle

Doch das Dispositiv der Verrätselung erzeugte Fiktionen, und diese begannen zu beunruhigen. Die Morgue wurde zusehends als Ort der moralischen Verderbnis der Bevölkerung betrachtet. Das Wissen der Leute, das sie in die Institution hineintrugen, auch mitnahmen, erschien mehr und mehr unheimlich. An einer zentralen Stelle in *Psychologie des foules* führte Gustave Le Bon die gespenstischen Geschichten über Fehlidentifikationen von Wasserleichen durch einfache Leute aus.<sup>366</sup> Sie dienten ihm als Beleg für die psychotische Wahrnehmung, die sich in Menschenmengen ausbreiten kann. Das Wiedererkennen des anderen gründe oft in einer Art kollektiver Halluzination. Le Bon berichtete von Zeitungsmeldungen über zwei kleine, in der Seine ertrunkene Mädchen. Diese seien von zwei Dutzenden von Menschen erkannt worden, sodass der Untersuchungsrichter den Totenschein ohne den leisesten Zweifel ausstellte.<sup>367</sup> Doch unmittelbar vor der Beerdigung tauchten die vermissten und fälschlich identifizierten Kinder lebendig wieder auf. Der erste Zeuge, der die Mädchen identifiziert haben wollte, hätte alle anderen mit seiner Aussage geblendet (*suggestionner tous les autres*). Selbst Mütter ließen sich beirren und identifizierten kleine Leichname als ihre eigenen, vermissten Kinder. Le Bon schilderte den Fall einer Mutter, die ihr Kind wiedererkannte, nachdem sie den Körper untersucht, die Kleider durchwühlt und eine scheinbar vertraute Narbe entdeckt habe. Lehrer, Verwandte vermochten in der Folge, das Kind als den vermissten Philibert zu identifizieren, schließlich handelte es sich aber um einen Knaben aus Bordeaux. Mit anderen Worten gesagt: Das Ritual der kollektiven Identifikation, das Spektakel der Versammlung blieb für den wissenschaftlichen Vertreter einer höheren Klasse suspekt: »On remarquera que ces reconnaissances se font, le plus souvent, par des femmes et des enfants, c'est-à-dire précisément par les êtres les plus impressionnables.«<sup>368</sup> Tatsächlich waren falsche Identifikationen in der Morgue ein beständiges Gesprächsthema, die Presse berichtete von spektakulären Fällen, das plötzliche Auftauchen der vermeintlich Verstorbenen gehörte

366 Le Bon 1895.

367 Ebd., S. 33 f.

368 Ebd., S. 34.



geradezu zur Mythologie der Morgue.<sup>369</sup> Auch wenn sie, wenn auch selten vorkamen: Sie bildeten letztlich einen denunziatorischer Mythos, der aber letztlich nur der Erfolg der Morgue bestätigte.

Das Wissen der Leute sollte suspendiert und durch wissenschaftliche, genauer: kriminologische Techniken ersetzt werden. Es war nur folgerichtig, dass sich Bertillon für die Gelegenheit interessierte, seine neue Wissenschaft der Anthropometrie zu erproben und die Identifikationen auf eine wissenschaftliche Basis zu stellen. Bertillons Hoffnung lautete, dass die anthropometrischen Identifikationstechniken in Verbindung mit seiner immensen Verbrecherdatenbank maßgeblich zur Identifikation der Namenlosen beitragen könnte. Er ging davon aus, dass es die Pflicht der Wissenschaft sei einzuschreiten, wenn der Tod nicht im eigenen Bett erfolgte, bevor die Leichen in der Morgue »vermoderten«.<sup>370</sup> Die anthropometrischen Techniken ebenso wie die Fotografie sollten hier helfen, die Verstorbenen wissenschaftlich begründet mit dem wahren Namen zu versehen.<sup>371</sup> Hinter der Zuversicht stand die Hypothese, dass, weil die Leichen mehrheitlich schlechter gestellten sozialen Schichten entstammten, die Chance groß war, dass die Individuen in seiner Verbrecherdatenbank registriert waren, da die unteren Schichten damals sehr häufig mehrmals mit dem Gesetz in Konflikt gerieten. In der Folge hätten die anthropometrischen Techniken große Chancen, die Leichen der Morgue als Verbrecher, die in Bertillons Datenbank registriert waren, zu identifizieren.

Zunächst stellten sich einem solchen Unterfangen technische Hindernisse: Die Totenstarre verhinderte die exakte und standardisierte Vermessung, desgleichen auch die einsetzende Verwesung.<sup>372</sup> Dennoch zeigte sich Bertillon zuversichtlich. Insbesondere auf der Fotografie lag die Hoffnung, die unvermeidliche, fortschreitende Entstellung des Leichnams mit einem früh aufgenommenen Bild kompensieren zu können.<sup>373</sup> Besonderes Augenmerk wurde darauf gerichtet, mit Fotografien die Erinnerung an den lebendigen Körper zu bewahren (»une apparence de vie«), um so die Identifikation zu erleichtern. So wurde den Augen der Toten Glycerin injiziert, um das Auge offen zu halten und den Eindruck des Blicks eines Lebenden aufrechtzuerhalten. Desgleichen wurden auch die Lippen mit Karmin rot gefärbt. Zusammen mit der anthropometrischen Messung sollte so über solche Fotografien die Identifikation der Toten zweifellos möglich werden.<sup>374</sup>

Doch der Erfolg der anthropometrischen Techniken blieb weitgehend aus. Bis 1888 gelang es nicht, mit den Verfahren einem Körper eine Iden-

369 Bertherat 2011, S. 221.

370 Bertillon 1883, S. 7.

371 Bertillon 1890, S. 3.

372 Bertherat 2011, S. 211 f.

373 Ebd., S. 214 f.

374 Ebd., S. 217 f.

tität zuzuweisen. Diese Rate verbesserte sich nicht wesentlich. Bis 1903 gelang jährlich maximal die Identifikation von sechs Leichen; es gab Jahre, in denen keine Leichen der Datenbank zugeordnet werden konnten. Bis zur Schließung der Morgue wurden so insgesamt nur 43 Leichen identifiziert, proportional gerechnet war das Verfahren der Kombination von anthropometrischer Fotografie und Vermessung bei weniger als drei Prozent der Leichen erfolgreich. Im Vergleich zu den identifizierten Körpern durch die öffentlichen Besuche der Pariser Bevölkerung, die bei sieben von acht Leichen zum Erfolg führten, fallen diese Werte vernichtend aus. Die Erfolgsquote des ganzen wissenschaftlichen Identifikationsdispositivs war um rund das Zehnfache schlechter.<sup>375</sup> Mit anderen Worten gesagt: Bertillons Urteil, dass die Leichen ohne Wissenschaft unerkannt in der Morgue vermoderten, war grundsätzlich falsch. Das mikrologische Wissen über die kleinen Dinge, das in der Bevölkerung zirkulierte, war dem wissenschaftlichen Systemraum und seinen Techniken weit überlegen.

Doch so gut die Morgue in die Gesellschaft der Zeit passte, die bald als schamlos empfundene Beobachtung erzeugte immer stärkere Widerstände und Strategien des Umgehens dieses Dispositivs, womöglich auch seitens der Leute, die befürchteten, namenlos in der Morgue ausgestellt zu werden. In *La Peau de Chagrin* überlegt die Hauptfigur, nach dem unglücklichen Auftritt im Casino, sich umzubringen, doch der Gedanke, dass er dann in die Hände des Staates fällt, stößt ihn ab; namenlos in der Morgue aufgebahrt zu werden, ohne Hoffnung auf Identifikation, war aber gleichzeitig ein Protest, mit dem der Gesellschaft etwas Unentzifferbares geliefert werden sollte: »Mort, il valait cinquante francs, mais vivant il n'était qu'un homme de talent sans protecteurs, sans amis, sans paillasse, sans tambour, un véritable zéro social, inutile à état, qui n'en avait aucun souci. Une mort en plein jour lui parut ignoble, il résolut de mourir pendant la nuit, afin de livrer un cadavre indéchiffrable à cette Société qui méconnaissait la grandeur de sa vie.«<sup>376</sup>

Deutlich wird der Versuch, die Morgue zu umgehen, indes an einer anderen Stelle bei Balzac. Eine der Protagonistinnen berichtet in einem unbeholfenen Brief ihre Selbstmordabsichten. Hier ist es die soziale Scham des Exponiertseins, die augenscheinlich ausschlaggebend ist, dass sie sich westlich von Paris in der Seine ertränken will, um nicht in die Morgue überstellt und erkannt zu werden: »Je vais me noyer. J'irai au-dessous de Neuilly pour n'être point mise à la Morgue.«<sup>377</sup> Jede Beobachtung produziert ihr anderes, das Nicht-Beobachtbare, und auch Widerstände gegen die Beobachtung selbst. Vielleicht bezeichnen solche Stellen nicht

375 Dausset und Lemarchand 1908, S. 44, 67–68 und Bertherat 2011, S. 224. Siehe zusätzlich auch die oben referierten Untersuchungen von Devergie 1851; Maillard 1860; Marevéry 1885.

376 Balzac 1842, S. 9.

377 Balzac 1843, S. 86.

so sehr reale Praktiken, sondern waren bereits Bestandteil der Moralisierung des Dispositives. Moralische Bedenken hielten die Bevölkerung zusehends fern. Maillard zitiert die öffentliche Sorge um junge Frauen, die eine ganze halbe Stunde in der Morgue bleiben, um die Leichen zu studieren; dieses schreckliche »Tableau« sei für ein Geschlecht mit sensiblen Organen nicht geeignet.<sup>378</sup> Die Medizin, die damals gewaltige Fortschritte erlebte (Identifikation über Gebiss, Fingerabdrücke, Methode der Autopsien), nahm sich der Leichen an. Die Öffentlichkeit wurde von der Morgue ausgeschlossen. Die Morgue wurde nun zu einem »Schrein des Positivismus«.<sup>379</sup> Die medizinische, nicht die statistische Wissenschaft, besorgte die Einordnung der Individuen, die eigentlich aus der Gesellschaft gefallen waren.

Benjamins Einschätzung von Museen als »Traumhäusern des Kollektivs« gilt womöglich in düsterer Art und Weise auch für die Morgue.<sup>380</sup> Der namenlose Körper war hier Medium von Hypothesen, Mutmaßungen, Fiktionen. Die Institution verband die Singularität des biografischen Schicksals mit der gesellschaftlichen Ordnung über ein Dispositiv der Verrätselung. Das Spektakel der namenlosen Leichen erzeugte womöglich präzise das, was C. Wright Mills das soziologisch Imaginäre nannte.<sup>381</sup>

#### *Das Rätsel des »Bureau d'Annonces Anonymes«*

Die Vorstellung, dass das Spektakel der Morgue in der »Anonymität der Großstadt« seinen Nährboden fand, entsprach offenbar nicht der Wahrnehmung der Bevölkerung. Die Idee der gesellschaftlichen Anonymität gehörte noch nicht zur Selbstbeschreibung dieser Gesellschaft. Es ist erstaunlicherweise wiederum eine Beobachtung Balzacs, die zeigt, wie die Gesellschaft das Konzept des Anonymen langsam zu verwenden begann, und zwar anhand der Schnittstelle zwischen ökonomischer Zirkulation von Arbeitskräften und Händlern im Pariser Raum. Balzac publizierte als Bestandteil seiner *Physiognomies et esquisses Parisiennes* ein Skizzenheft mit seinen Beobachtungen, einen *Dictionnaire des Enseignes de Paris*, der wiederum auf die zunehmende Markierung des sozialen Raums reagierte. Es sollte ein Handbuch werden für den Stadtgänger, den Flâneur.<sup>382</sup> Mit der üblichen ironischen Distanz diskutiert er darin die Beschilderung der Stadt, typisiert die Reklametafeln. Weshalb müssten die Versicherungen

378 Maillard 1860, S. 86.

379 Mitchell 1976, S. 596.

380 Benjamin 1991c, S. 511.

381 Mills 1959b, S. 6 f.

382 Verfasst wurde das Skizzenheft 1826. »C'est un petit guide que nous avons voulu vous tracer, et le flâneur, c'est-à-dire l'homme qui veut intéresser ses courses, s'épargner l'ennui attaché aux promenades dans l'intérieur de Paris, devra nous savoir gré de l'avoir entrepris«, Balzac 1879, S. 115.

immer einen Phönix als Emblem, die Zahnärzte banalerweise einen Zahn im Schild zeigen, fragt er sich. So diskutiert er auf 70 Seiten Hunderte von Schildern. Dann, gegen Schluss, begegnet er einem Bureau, dessen Schild er nicht versteht: Es trägt die Bezeichnung BUREAU D'ANNONCES ANONYMES. Von weitem hat er dieses Zeichen schon gesehen, doch er kann damit nichts anfangen: »Qu'est-ce que cela veut dire?«.<sup>383</sup>

Es ist also jenseits der Literatur und des *Code du commerce* ein Konzept des Anonymen gefunden worden, das selbst Balzac angesichts seines immensen Wissens über die Gesellschaft der Zeit nicht deuten kann. Tatsächlich hatte dieses Büro mit der Zirkulation der Individuen und jener, die ortlos waren, zu tun, aber die »Bureaux« bedienen sich selbst der Bezeichnung »anonymes«<sup>384</sup> und wurden offenbar von der Klientel verstanden. Bei den »Bureau d'Annonces Anonymes« handelte es sich um eine Arbeitsvermittlungsanstalt. Balzac beschrieb die offensichtliche, aber auch die inhärente verdeckte Logik dieses Schildes: »En effet, jamais enseigne plus exacte; les gens sans place demandent des emplois sous le voile de l'anonyme, et, trop souvent, ce sont aussi des anonymes qui s'adressent au bureau pour s'y pourvoir d'employés.«<sup>385</sup> Arbeits- und Ortlose bieten sich anonym an, um Arbeit zu finden; aber es seien auch anonyme Personen, die sich an das Büro wendeten, um sich mit Arbeitern zu versorgen. Hier trafen, in den prekären Ecken der Ökonomie, zwei tatsächlich auch so verstandene anonyme Zirkulationen aufeinander.

Das Anonyme war hier nicht Fremdbeschreibung seitens der literarischen Imagination, sondern, und das ist nun bemerkenswert, es zirkulierte bereits in einem konkret funktionierenden gesellschaftlichen Zusammenhang: Anonym war die Nachfrage nach Arbeitskräften, anonym waren freilich auch jene, die hier Arbeit suchten. Dass Versprechen war, dass sich hier Menschen, die Arbeit suchten, mit jenen trafen, die auch solche zu vergeben hatten. Doch der Ort sei obskur, so Balzac, nicht einmal einem Kenner des Paris seiner Zeit bekannt. Unversehens war der Ort offenbar aufgetaucht, und in ihm wurde ein fatales Spiel mit Namen und Namenlosigkeit betrieben. Er sei sich nicht sicher, wie viele andere solche Büros existierten.

Denn die Bezeichnung sei zu einem Teil ja falsch: An sich gaben die Anonymen ja gerade ihre Namen bei der Anmeldung an, mehr noch, sie müssten sogar dafür bezahlen, um sich registrieren zu können, so Balzac: »Mais les anonymes sans place peuvent être connus; ils s'inscrivent moyennant une rétribution qui, pour la plupart du temps, ne sert qu'à enregistrer leurs noms aux archives des bureaux de placement, tandis que les anonymes qui demandent des employés, restent inconnus toute leur vie.«<sup>386</sup>

383 Balzac 1879, S. 182.

384 Ebd., S. 182.

385 Ebd., S. 182.

386 Ebd., S. 182.

Währenddessen blieben jene, die die Arbeitskraft einkauften, oder Willige für obskure Geschäfte suchten, verdeckt, könnten sich unter dem Mantel der Anonymität verbergen, respektive, so der Subtext, war es zu bezweifeln, ob sie im konkreten Fall überhaupt existierten oder nicht viel mehr als ein Leben lang »anonym« blieben, während die Büros das Geld für die Registration der Hoffnungsvollen einkassierten.

Unversehens verlor Balzac seine Ironie. Er wisse nicht, inwiefern dieses »Bureau« an der Rue Fossés-Montmartre nur eines von einer unüberschaubaren Menge der gleichen Art sei. Was für ihn aber sicher sei, war die Tatsache, dass es sich bei allen um miese Löcher (*misérables bouges*) handelte, die über pompöse Ankündigungen junge, naive Menschen anlockten und die Hoffnungen jener ausbeuteten, die eben erst in Paris angekommen waren.<sup>387</sup> Es sei nicht das erste Mal, dass er sich gegen diese hinterlistigen Praktiken erhebe. Es sei an der Zeit, dass diese betrügerischen Agenturen endlich überwacht würden, um so eine eigentliche Schwemme von Intriganten und Faulzern zu verhindern, die ehrliche und leichtgläubige junge Menschen auf eine so grobe Art und Weise täuschten.<sup>388</sup>

Balzac zeigt hier Empathie mit den verlorenen, wörtlich anonymen Existenzen, mit jenen, die nicht in einer Ordnung aufgehoben, die in der Stadt verloren waren, getrieben von der ökonomischen Dynamik. Die anonymen Annoncen gäben gerade Einblick in die fatale Situation von ortlosen Menschen (*les anonymes sans place*), die sich als potenzielle Arbeitskräfte anbieten. Offenbar übte hier der Term »anonym« eine bestimmte Anziehung, ja Magie aus; er vermittelte ein Wissen, eine Hoffnung, von der die »Bureaus« zehrten. Es konnten allerdings keine weiteren historischen Referenzen für diese »Bureaux d'annonces anonymes« entdeckt werden.<sup>389</sup> Es scheint, als handle es sich hier um ein frühes Signal dafür, dass das Konzept des Anonymen selbst in der Gesellschaft angekommen war, eine Bedeutung übernommen hatte: Der Code der Anonymität sollte ein Versprechen sein, der fatalen Ordnung der Herkunft entrinnen zu können, um einen neuen, unmarkierten Raum voller Möglichkeiten zu betreten. »Sous le voile de l'anonyme«, wie Balzac schrieb, unter dem Schleier der Anonymität: Das war indes gerade auch die Formulierung, die gebraucht wurde, um das Verbergen der Autorschaft zu bezeichnen. Hier

387 Ebd., S. 183.

388 »Ne serait-il pas temps enfin que ton surveillât ces agences d'impostures, et que l'on empêchât une foule d'intrigants et de paresseux de tromper d'une aussi grossière façon la crédulité d'honnêtes jeunes gens!«, ebd., S. 183. Es gäbe ja für die Bäcker, die Weinhändler, die Limonadenhersteller spezialisierte Arbeitsämter, die alles Vertrauen verdienten.

389 Im Werk *Histoire des Enseignes de Paris*, das sich immer wieder auf Balzac beruft, aber Jahrzehnte später erschienen ist, ist kein Verweis mehr darauf zu finden, siehe Fournier 1884.

nun zeigt sich dieser Schleier der Anonymität als brutale Verkappung eines ökonomischen Zusammenhangs.